Nummer 3 — Stuttgart, 21. Januar 1928 — 46. Jahrgang

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark. Einzelnummer 15 Pfennig
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G., Berlin S. 14 — Postscheckkonto Stuttgart Nr. 6863

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer
Schriftleitung und Versandstelle: Stuttgart, Rötestraße 16
Fernsprecher S.-A. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag
Anzeigenpreis: Für die 10 gespaltene Millimeterzeile 1.40 Mk.; für den Stellenmarkt 90 Pf. — Eingetragen in die Reichspostzeitungsliste

Die Rettung des Menschengeschlechts

Unter dieser etwas marktschreierischen Überschrift erschien in der bürgerlichen Presse ein Aufsatz des pariser Professors Voronoff, der durch seine Affendrüsenoperationen bekannt geworden ist. Als sein letztes Ziel bezeichnet Voronoff nicht mehr und nicht weniger als „eine Welt voll Übermenschen, Männer und Frauen, weit über hundert Jahre alt, tätig und regsam an Körper und Geist, ihr Organismus und ihre geistigen Fähigkeiten so jung und unverbraucht wie bei unseren Menschen heute im Alter von 30 bis 40 Jahren.“ Das alles hofft Voronoff zu verwirklichen durch Übertragung von Affendrüsen auf den menschlichen Körper, zu welchem Zweck er bereits eine Farm zur Züchtung von Schimpansen irgendwo im südlichen Frankreich angelegt hat. Ja noch viel weiter versteigen sich seine Träume. „Auch die größtmögliche geistige Befähigung und die glänzendsten Karrieren werden ebenso leicht zu verschaffen sein, wie ein Pulver gegen Kopfschmerzen“, heißt es weiter in dem Aufsatz, und endlich, „daß es, noch ehe sich das 20. Jahrhundert zu Ende neigt, nicht nur möglich sein wird, das Alter in Jugend zu verwandeln, sondern auch den Eintritt des Alters aufzuschieben und die heutige Zeitspanne des Menschenlebens, die ungefähr 70 Jahre beträgt, zu verdoppeln.“

Ob das nicht ein bißchen reichlich viel aufgetragen ist, kann natürlich nur von berufener Seite entschieden werden. In der Tat haben denn auch schon andere Ärzte eine gehörige Portion Wasser in den Voronoffschen Wein geschüttet; namentlich durch die Mitteilung, daß Affendrüsen überhaupt nur vorübergehend und für kurze Zeit auf den menschlichen Körper wirken, aber niemals mit ihm zu einer völligen Lebenseinheit verwachsen. Dazu wäre schon die Übertragung von menschlichen Drüsen notwendig. Allerdings versichert Voronoff, daß auch der junge, gesunde Mensch ohne jede Besorgnis einen Teil seiner Drüsen für solche Verjüngung des Menschengeschlechts hergeben könne. Doch zweifelt er selbst daran, ob sich genügend junge Männer und Frauen dazu bereitfinden werden.

Indessen, nicht um diese Streitfragen zu lösen, die ganz ins Bereich der ärztlichen Wissenschaft gehören, beschäftigen wir uns mit der Angelegenheit, sondern um auf eine Lücke aufmerksam zu machen, die Voronoff — wie übrigens meist die Naturforscher — offenbar nicht sieht. Mit der Drüsenübertragung allein, und gelänge sie noch so glänzend, wird er seine Rettung des Menschengeschlechts nicht vollbringen. Er vergißt vollkommen das Wirtschaftliche.

Man überlege. Es soll ein Zustand geschaffen werden, daß jeder Mensch doppelt solange wie heute lebt, das wäre für die meisten 120 bis 140 Jahre lang, doppelt solange geistig und körperlich frisch und arbeitsfähig und damit natürlich auch doppelt solange zeugungsfähig bleibt. Das ist sogar einer der Hauptpunkte in Voronoffs Programm. Dann wird in verhältnismäßig kurzer Zeit die Zahl der Menschen weit mehr als verdoppelt sein. Die Alten bleiben viele Jahrzehnte länger am Leben, doppelt soviel Kinder kommen hinzu, und die Kinder ihrerseits werden ebenfalls weit mehr Kinder zeugen als heutzutage. Wovon soll eine so ungeheure Zahl von Menschen sich ernähren? Unwillkürlich wird man an jenen Schuljungenwitz erinnert: Ein Lehrer sucht in der Klasse klarzumachen, daß auf dem Monde vielleicht Menschen leben, so gut wie auf der Erde. Da bricht einer der kleinen Abschützen in kicherndes Lachen aus. Auf die Frage nach dem Grunde seiner Heiterkeit stößt er glucksend heraus: Das Gedränge, wenn Halbmond ist!

In der Tat, heute wird die Bevölkerung der Erde auf 1700 Millionen Menschen geschätzt, und wie oft hören wir die Klage über „Übervölkerung“. Gibt es doch Leute, und gar nicht mal wenig, die von Zeit zu Zeit einen Krieg für nötig erklären, weil es „zu viel“ Menschen gibt. 1914 konnte man dies als eigentliche und wirkliche Ursache des Weltkrieges gar nicht selten zu hören kriegen. Nun stelle man sich diese Zahl verdoppelt, verdreifacht vor. Wird das nicht ein ungeheures Gedränge geben? Wird nicht, gleich Bäumen im Walde, die zu zahlreich, zu dicht stehen, einer dem andern Licht und Luft und Nahrungsmöglichkeit wegnehmen? Das ist die erste Frage, die sich bei solchen Zukunftsaussichten aufdrängt. Oder vom Krieg abgesehen, wie ist es mit der Arbeitslosigkeit? Auch das hören wir ja oft genug, daß nicht alle beschäftigt werden können, weit „zu viel“ Arbeiter vorhanden sind. Im Verlauf der letzten zwei Jahre haben wir so manche geistvolle Darlegung vorgesetzt bekommen, wonach das grauenhafte Völkergemetzel vor zwölf Jahren geradezu als ein Glück erschien, weil während der Zeit weniger Kinder geboren wurden, so daß man für 1929 und 1930 auf eine Abnahme der Arbeitslosigkeit hofft. Und nun kommt jener pariser Professor und will die Zahl der Menschen verdoppeln und verdreifachen! Wird er nicht damit auch Hunger und Elend verdreifachen?

Und wirklich, so und nicht anders wird und muß es kommen, wenn Herr Voronoff nicht zugleich mit dem Alter und Verfall des menschlichen Körpers auch den Kapitalismus aus der Welt schafft. Wir dürfen bei unseren Lesern so viel sozialistische Kenntnis voraussetzen, daß sie wissen, wie die kapitalistische Wirtschaftsordnung eben durch den technischen Fortschritt immer mehr und mehr Menschen „überflüssig“ macht, sie der Arbeitslosigkeit, dem Hunger überliefert. Wir brauchen nur an die Erfahrungen mit der kapitalistischen „Rationalisierung“ seit Herbst 1925 zu erinnern. Dagegen ist kein Kraut gewachsen, solange wir den Kapitalismus wirken und walten lassen. Und das muß natürlich schlimmer werden, wenn die Zahl der Menschen noch wächst. Insofern haben die Verteidiger der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ganz recht, wenn sie von „Übervölkerung“ reden, wobei es nichts ausmacht, daß zugleich auch die Zahl derer, die sich ernähren können, immer größer wird. Denn die Masse der „Überzähligen“ wächst schneller. Ist aber der Kapitalismus beseitigt, dann gibt es keine „Übervölkerung“ mehr. Im Gegenteil. Denn die Dinge liegen doch so: die menschliche Arbeit ist um so fruchtbarer, um so ergiebiger, je mehr und je planmäßiger sie geteilt wird. Offenbar wächst aber die Möglichkeit der Arbeitsteilung mit der Zahl der Menschen. Man kann es deshalb geradezu als ein Grundgesetz des Wirtschaftslebens bezeichnen, daß für sämtliche Menschen das Leben um so besser und leichter wird, je größer ihre Zahl ist. Vorausgesetzt natürlich, daß sie von ihrer Zahl vernünftigen Gebrauch machen, das heißt daß sie sie zu immer weitergehender Arbeitsteilung benutzen. Daran aber hindert sie der Kapitalismus. Denn er stellt in erste Reihe nicht die Rücksicht auf fortgesetzte Steigerung des Arbeitsertrages, sondern die Rücksicht auf Verwertung des Kapitals, auf Vermehrung des Profits. Deshalb beschäftigt er die Menschen nur so lange, wie das dem Profit bekömmlich ist, und so hat er es fertig bekommen, jenes Grundgesetz auf den Kopf zu stellen und mit wachsender Bevölkerung nicht den Reichtum, sondern den Hunger zu vermehren. Noch vor den Affendrüsen erfordert demnach die Rettung des Menschengeschlechts, den Kapitalismus zu beseitigen.

Ibykus.

Gottes Segen bei Kohn...

Arbeitszeitkämpfe und Börsenspiel

Die deutschen Börsen haben in der Zeit, wo sich in der Eisenindustrie die großen Auseinandersetzungen um Arbeitszeit und Lohn abspielten, eine Überraschung nach der andern gebracht. Der Börse und dem Spieler an ihr, dem sogenannten Spekulanten, ging es während des Jahres 1927, besonders nach den Kurseinbrüchen im Monat Mai, nicht besonders gut, manches Mal sogar herzlich schlecht. Die Kurse waren gedrückt, das Leihgeld wurde von Tag zu Tag teurer, so daß es schwer hielt, die gekauften Papiere zu behalten und viele Spieler gezwungen waren, ihre Papiere unter dem Preis zu verkaufen, den sie selbst dafür bezahlt hatten. Selbst gute Kenner der Börse fanden sich damit ab, daß vorläufig mit einer Erholung der Kurse nicht zu rechnen sei.

Dann gingen die Papiere auf einmal in die Höhe. Wo man sonst wochenlang Tag für Tag nur Verluste erlitt, konnte man gewinnen, und zwar ganz ansehnlich. Dieser Umschwung hängt sehr eng mit den Auseinandersetzungen in der Eisenwirtschaft zusammen. Er erfolgte ausgerechnet an dem Tag, an dem die gesamte Eisenindustrie die Stillegung ihrer Betriebe für den 1. Januar 1928 ankündigte. Das muß Wunder nehmen. Nach allen Erfahrungen ist es nur natürlich, daß die Stillegungsankündigung der Eisenindustrie einen Kurssturz von ungeahntem Ausmaß ausgelöst hätte. An den deutschen Börsen wurde das Gegenteil Ereignis: die Papiere stiegen und vor allem stiegen die Papiere der großen Eisenwerke.

Wie kam das? An der Börse bestand wohl seit längerer Zeit eine Gruppenbildung, das, was man in der Börsensprache ein Haussekonsortium nennt. Dieses Konsortium wurde vor allem durch die großen Banken gebildet, die sich stark mit Börsenpapieren zu billigstem Preis eingedeckt hatten. Sie fühlten in Hinsicht auf den nahenden Jahresabschluß das Bedürfnis, sich flüssig zu machen, also ihre Papiere mit möglichst hohem Gewinn zu verkaufen. Das konnte man nur, indem man den Preis der Börsenpapiere nach oben trieb, eine sogenannte Hausse anzettelte. Dieses Konsortium fing die Stillegungsankündigung der schweren Industrie börsenmäßig auf und fühlte sich auch allen möglichen Ereignissen, mit denen man eben an der Börse rechnen muß, gewachsen. Aber der Plan des Konsortiums wäre nicht gelungen, wenn er nicht, soweit die Auseinandersetzungen in der Eisenindustrie in Frage kamen, den Tatsachen Rechnung getragen hätte. Die in Betracht kommenden Banken wußten nur zu genau, wie glänzend die deutsche Eisenindustrie beschäftigt ist. Sie wußten auch, daß die Verwirklichung der angedrohten Stillegung Verzicht auf Riesengewinne bedeutete. Für sie war es eine ausgemachte Sache, daß die Eisenindustriellen auf die winkenden Millionen nicht verzichten würden, um ein paar im Vergleich doch lumpige Millionen auf dem Lohnkonto zu ersparen. So betrachtete man die Stillegungsdrohung als Geste. Man zeigte die besseren Nerven, und die Papiere stiegen; die Spekulation, die Spieler machten ein gutes Geschäft, vielleicht das beste im Laufe des Jahres 1927. So verknüpften sich Arbeitszeitkämpfe und Börsenspekulation.

Und der Hereingefallene bei diesem Spiel ist die schwere Industrie. Doppelt. Um das zu begreifen, ist zu wissen nötig, daß unsere rheinisch-westfälischen Großindustriellen nicht nur in Eisen und Stahl machen, sondern auch ganz großzügige Börsenspieler sind. Mit dem Kampf um die Arbeitszeit verknüpften sie eine Art Riesenspekulation. Man wollte anscheinend zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen und ein doppeltes Geschäft machen. Die Schwerindustriellen haben aber dabei die Denkfähigkeit der Börse oder die gute Unterrichtung und genaue Kenntnis der Dinge bei den Banken unterschätzt. Man hat wohl angenommen, daß die Börse wesentlich anders denken und die Stillegungsdrohung anders bewerten würde, als das Haussekonsortium es in Wirklichkeit getan hat. Ohne Zweifel rechnete man, was allerdings den Erfahrungstatsachen entsprach, damit, daß die Stillegungsankündigung den Preis der Papiere gründlich senken würde. So verkaufte die Schwerindustrie ihre Papiere, löste, wie man so sagt, ihre Aktienbestände auf. In weiten Kreisen der Schwerindustrie scheint man sogar noch kühner gewesen zu sein: Tatsache ist, daß kurz vor der Stillegungsankündigung große Bestände an Börsenpapieren verkauft worden sind, das heißt man verkaufte Papiere, die man gar nicht besaß, in der Hoffnung, daß die Stillegungsandrohung die Papiere verbillige, wodurch man billig zurückkaufen und ansehnliche Spekulationsgewinne machen konnte.

Die Sache kam aber, allerdings wider Erwarten, ganz anders, wie wir oben ausgeführt haben. Zu der vereitelten Spekulation kommt auch noch ein sehr großer Verlust, der sicherlich in die Millionen geht, die ohne Zweifel ausgereicht hätten, die neue Arbeitszeitregelung für eine größere Spanne Zeit zu finanzieren. Als die Papiere nach den Massenverkäufen der Schwerindustrie nicht fielen, sondern stiegen, mußte man natürlich die verkauften Papiere wiederaufkaufen. Die spekulierenden Industriellen sahen die Aussichtslosigkeit ihres Beginnens ein und die Leute, die zu gleicher Zeit in der Öffentlichkeit herzbewegend über den Notstand der Eisenindustrie klagten, stellten von heute auf morgen Riesensummen bereit, um mit dem Rückkauf ihrer vor Tagen verkauften Papiere zu beginnen. Sie stießen aber auf einen leeren Markt, das heißt die Spekulation, die Spieler, hauptsächlich wohl die Banken, die das Haussekonsortium bildeten, hielten mit dem Verkauf der Papiere zurück und ließen die Schwerindustrie schwer blechen. Es wäre der Aufklärung der Öffentlichkeit sehr dienlich, wenn man mal erfahren könnte, wieviel Millionen die Schwerindustrie bei diesem Spiel verloren hat. Unserer Schätzung nach dürfte dabei keine kleine Zahl herauskommen.

Die Spekulationsverluste muß aber die Schwerindustrie in ihrer Gewinn- und Verlustrechnung doch irgendwie verbuchen. Wir werden also erleben, daß die im Börsenspiel verlorenen Millionensummen demnächst auf dem Unkostenkonto erscheinen und dieses noch weiter in die Höhe treiben. Dann wird man im Geschäftsbericht halb mit Reue und Zerknirschung und zum andern Teil mit salbungsvollem Augenaufschlag bemerken, daß die — Arbeitszeitregelung zu einer ungebührlichen Anspannung geführt und die Unkosten stark gesteigert hat.

Moral und Nutzanwendung: Wer es nicht nötig hat, soll nicht zur Börse gehen und Arbeitskonflikte nicht zu Börsenspielzwecken mißbrauchen!

Friedrich Ott.

Verminderter Verbrauch

Zu den beliebtesten scharfmacherischen Paradestücken zählt die Fabel von dem Zuvielverbrauch. „Wir verbrauchen zu viel und erzeugen zu wenig.“ Diese Platte wird in den verschiedensten Tonarten gespielt und schindet mitunter immer noch Eindruck. Mit dieser Behauptung ist es jedoch nicht weit her. Sie ist umgekehrt viel richtiger. Nach den vorliegenden Zahlen läßt sich überall eine starke Steigerung der Erzeugung feststellen. Die Gesamtkohlenförderung hat sich im Jahre 1926 um 10 vH gegen 1913 gehoben; die Eisenerzeugung hat ebenfalls die der Vorkriegszeit überschritten. Der Produktionsindex der Reichskreditgesellschaft zeigt seit 1925 ständig steigende Zahlen (1. Vierteljahr 1927 121,9, Oktober 1927 125,7). Die Reichskreditgesellschaft führt dazu aus, daß die Annahme wahrscheinlich ist, daß der in der Vorkriegszeit erzielte Produktionsumfang innerhalb des heutigen Reichsgebietes überschritten worden ist. Das gleiche Bild zeigt die Entwicklung der einzelnen Arbeitsleistung.

Der Weg zu dieser Steigerung der Gesamterzeugung wie der einzelnen Arbeitsleistung ist von der Arbeiterschaft teuer, allzu teuer erkauft worden. Der Weg ist mit zerbrochenen Arbeiterschicksalen und Arbeiterhaushalten übersät, deren Wiederzusammenfügen und Wiederaufbau nicht so schnell vor sich gehen dürfte wie die Steigerung der Gesamterzeugung. Die Arbeiter haben auf die Erfüllung ihrer persönlichen Wünsche und Ansprüche zugunsten der Gesamtheit Verzicht geleistet. Von einer Mindererzeugung kann also keine Rede mehr sein. Die Mehrleistungen sind aber um so höher einzuschätzen, als sie in einer Zeit schärfster betriebswirtschaftlicher Anspannung und der Anwendung neuer betriebswirtschaftlicher Verfahrensweisen erzielt und mit Menschen durchgeführt worden sind und noch werden, deren körperliche Verfassung durch harte, entbehrungsvolle Kriegs- und Nachkriegsjahre nicht mit der Vorkriegsverfassung verglichen werden kann. Wir sind alle mehr oder weniger „gezeichnet“, haben alle mehr oder weniger „einen Knacks weg“. Ein billig und gerecht denkendes Unternehmertum würde daher auf solche Leistungen der Arbeiterschaft stolz sein und auch sein Handeln danach richten. Davon ist nicht ein Hauch zu verspüren. Die Arbeiter bleiben die „stets begehrliche“, nie zufriedenzustellende Masse. Wir wünschten, sie wären wirklich so „begehrlich“, wie sie von unsern Dividendenfressern hingestellt werden.

Wie sieht denn nun die andere Seite der Sache, der Verbrauch aus? Die Reichskreditgesellschaft ist der Ansicht, daß der Massenverbrauch je Kopf der Bevölkerung die Vorkriegshöhe erreicht, aber nicht nennenswert überschritten hat. Das scheint vorläufig noch eine reichlich zu hoffnungsfreudige Ansicht zu sein, denn nach den vorliegenden Zahlen ist die durchschnittliche Vorkriegsverbrauchsmenge der Nahrungs- und Genußmittel auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet noch nicht erreicht. Aber auch wenn wirklich der Vorkriegsverbrauch erreicht oder überschritten sein würde, so wäre damit für die Ernährungslage der Arbeiter nicht allzu viel gewonnen. Die heutige an Anspannung immer noch mehr zunehmende Arbeitsweise verlangt nach den Feststellungen der Ernährungswissenschaftler eine stärkere eiweißhaltige Nahrungszufuhr als vor dem Kriege. Die Steigerung des Fleischverbrauchs und anderer besonders eiweißhaltiger Nahrungsmittel müßte also stark über den Vorkriegsverbrauch hinausgehen, wenn sie einen wirklichen Ausgleich bieten sollte. Die Steigerung des Verbrauchs über die Menge der Vorkriegszeit besagt auch noch nichts darüber, wieviel davon auf die Arbeiterschichten entfallen. Die Zahlen sind Durchschnitte und sie besagen nicht, daß nun etwa die zahlenmäßig angegebene Menge auch wirklich von jedem einzelnen der Bevölkerung verzehrt worden ist. Es läßt sich sogar behaupten, daß innerhalb des Verbrauchs eine Umgruppierung stattgefunden hat. Die bessergestellten Schichten haben den Kopf verbraucht als die Schichten der Arbeiter.

Das geht aus den Lebenshaltungsrechnungen hervor. Hinzukommt nun aber ein für die Arbeiter sehr wichtiger und für seine Lebensmöglichkeiten entscheidender Umstand: Er muß für die gleiche Warenmenge heute viel mehr ausgeben als vor dem Kriege. Dadurch wird erst seine gefährdete soziale Lage klar erkennbar und sein Streben nach Verbesserung, seine „Begehrlichkeit" erklärlich und verständlich.

Der Arbeiter leistet bei verminderten Nahrungsverbrauch und verminderten Einkommen (Kaufkraft) mehr als vor dem Kriege. Wahrlich, die Unternehmer sind um das dicke Fell nicht zu beneiden, mit dem sie diese Tatsachen geflissentlich übersehen. Zu dem Minderverbrauch und dem verminderten Einkommen tritt nun noch ein Umstand hinzu, der eine Nichtsteigerung der Arbeitsleistungen durchaus begreiflich erscheinen lassen würde: die sich allerdings völlig gleichbleibende unsoziale Haltung des Unternehmertums.

Wie sieht denn nun der Verbrauch aus? Die Hauptverbrauchsmittel sind Wohnung, Kleidung, Nahrungs- und Genußmittel. Es wurden verbraucht nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich für

	Roggen je Kopf kg	Weizen je Kopf kg	Gerste je Kopf kg	Kartoffeln je Kopf kg
1913/14 . .	158,1	95,8	108,0	700,2
1925/26 . .	114,5	78,7	57,5	581,9

An Fleisch wurden verbraucht je Kopf der Bevölkerung 1913 52 kg gegen 47,92 kg im Jahre 1926. Der Verbrauch an Zucker ist gestiegen, und zwar von 18,99 kg 1913/14 auf 20,51 kg 1925/26. Dagegen ist der Verbrauch an Heringen, die zu den wichtigsten Nahrungsmitteln für den Arbeiterhaushalt gehören, von 2,22 kg 1913 auf 1,77 kg 1926 je Kopf gesunken. Der Verbrauch von Heringen hat übrigens gegen 1925 (2,10 kg je Kopf) sogar eine starke Abnahme erfahren. Auch diese Zahl wirft ein bezeichnendes Licht auf die Verschlechterung des Ernährungsstandes der Arbeiterschaft. Der Baumwollverbrauch betrug im Jahre 1913 7,23 kg je Kopf, gegen 4,68 kg im Jahre 1926. Auch hier ist gegen 1925 eine starke Verminderung eingetreten, denn im Jahre 1925 war die Verbrauchsmenge schon wieder auf 5,90 kg gestiegen. Das Jahr 1926 hat also eine durchschnittliche Verschlechterung des allgemeinen Lebenshaltungsstandes der Arbeiterschaft gebracht.

So sehen die Verhältnisse unbeschönigt und in Wirklichkeit aus. Es wird kein Vernünftiger der Arbeiterschaft verargen können, wenn sie bestrebt ist, ihre Lage zu verbessern. Lutius.

Neue Schröpfung der Eisenverbraucher

Es sollen nun zwischen Produzenten und Verbraucher Besprechungen über eine Eisenpreiserhöhung stattfinden. Wie man hört, wollen die Eisenkonzerne eine Preissteigerung um 20 vH vornehmen, wodurch sich zum Beispiel der deutsche Stabeisenpreis über 160 ℳ die Tonne erhöht. Der Unterschied zwischen Inlands- und Auslandseisenpreis wird damit zum Nachteil der deutschen Verbraucher weiter vergrößert. Schon in dem jüngsten Kampf um das Arbeitszeitgesetz drohten die Eisenkonzerne mit einer Preiserhöhung. In unterrichteten Kreisen will man auch wissen, daß die Forderung nach einer Eisenpreiserhöhung jetzt mit der Absicht erhoben wird, die Entscheidung des Reichsarbeitsministers über die Anwendung des gefällten Schiedsspruches in Einzelfällen zu beeinflussen.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Konzerne die Forderung nach einer Eisenpreiserhöhung nur aus taktischen Erwägungen heraus stellen. Es liegt bei ihnen wirklich das Bestreben vor, den Inlandspreis für Eisen zu erhöhen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Eisenindustrie (und damit auch des Maschinenbaus und der anderen Eisen verarbeitenden Industrien) eingeschränkt und eine günstige Entwicklung der deutschen Wirtschaft unterbunden wird.

Der Wunsch der deutschen Eisenindustrie hängt aufs engste mit der Erfahrung zusammen, die sie mit dem internationalen Eisenpakt gemacht hat. Bei der Gründung des Eisenpaktes wurde der Öffentlichkeit versprochen, mit Hilfe der internationalen Kartellierung den tieferliegenden Auslandspreis und den höheren Inlandspreis einander anzupassen. Das gelang nicht, weil die deutsche Eisenindustrie in der internationalen Rohstahlgemeinschaft nicht zur Gründung von Verkaufsverbänden und damit nicht zu einer einheitlichen Preisregelung, das heißt zur Erhöhung der Exportpreise kam. Wohl mußte die deutsche Eisenindustrie wegen Überschreitung ihres Produktionsanteils Millionen und aber Millionen an die internationale Rohstahlgemeinschaft als Strafen zahlen, wodurch der Gestehungspreis für deutsches Eisen wesentlich belastet wurde.

Wenn jetzt die deutsche Eisenindustrie eine Preiserhöhung von seltsamem Ausmaß fordert, scheint sie die Strafleistungen an die Kassen des internationalen Eisenpakts durch einen gesteigerten Inlandspreis ausgleichen zu wollen, was ihr durchaus möglich sein wird, da durch freundschaftliche Verständigung mit den Haupteisenproduzenten auf dem Festlande, Frankreich und Luxemburg, im Rahmen des internationalen Eisenpakts die Konkurrenz fast völlig ausgeschaltet ist. Die deutsche Eisenindustrie zahlt gewissermaßen Schmiergelder an die ausländischen Eisenindustriellen, um die deutschen Verbraucher durch überzogene Eisenpreise auszubeuten.

Die Entwicklung zeigt die ganze Gefahr der internationalen Kartellierung. Will man die Auswüchse dieser Kartellierung beseitigen und ihren guten Kern weiterentwickeln, so muß man endlich zu einer öffentlichen Kontrolle dieser Industriemammuths kommen.

Verbilligte Erzversorgung der deutschen Eisenindustrie

In dem Pressefeldzug der deutschen Eisenindustrie, der die ungünstige Gestaltung ihrer Produktionskosten beweisen sollte, spielte auch die Versorgung der Eisenwerke mit Erzen, deren Preise in dauernden Steigen begriffen sein sollen, eine nicht unerhebliche Rolle. Verschwiegen wurde dabei absichtlich, daß auf dem Gebiet der Erzversorgung für die Zukunft nicht eine weitere Steigerung, sondern eine sehr erhebliche Senkung der Erzpreise in Aussicht steht. Wie die pariser „Information" schreibt, ist ein außerordentliches Überangebot an eisenhaltigen Erzen zu erwarten. Die französische Eisenindustrie wird im nächsten Jahr voraussichtlich um eine Million Tonnen Eisen weniger erzeugen, wodurch eine drei Millionen Tonnen Eisenerz frei werden. Die französische Eisenerzproduktion in der Normandie und Bretagne entwickelt sich infolge der Rationalisierung der Förderanlagen in außerordentlichem Umfang, auch die Erzbergwerke von Algier liefern bereits recht beträchtliche Mengen. Das gleiche trifft für den schwedischen Erzbergbau zu, der in den ersten neun Monaten 1927 8,5 Millionen Tonnen Erze nach Deutschland lieferte, gegenüber 6,5 in derselben Zeit des Vorjahres.

Der Ruhrindustrie stehen auch die Erze des Wabanagebiets zur Verfügung, während der im Osten gelegene Teil der deutschen Schwerindustrie sich in steigendem Maße auf die Versorgung durch die russischen Kriwoirogerze umstellen. Im Jahre 1928 wird auf dem Kriwoirog ein um sieben Millionen Tonnen höheres Erzquantum erscheinen als im Jahre 1927. Dazu kommt noch, daß bei Krupp wie bei Thyssen infolge des schlechten Auslandsabsatzes (als Folge der internationalen Kartellpolitik der deutschen Schwerindustrie) große Erzvorräte aufgestapelt sind, bei Krupp 1,7, bei Thyssen 1,8 Millionen Tonnen. So ist ein erheblicher Preisrückgang für Eisenerz zu erwarten. Auch wird in der „Information" die von der Reichsbahn gewährte Tarifbegünstigung für die Erzbezüge hervorgehoben. Die deutsche Schwerindustrie ist zwar durch Verträge bis zu einem gewissen Grade gebunden, doch sind diese Verträge, wie in der „Information" mitgeteilt wird, derart, daß sie eigentlich allein die Verkäufer binden, während die deutsche Schwerindustrie die 1927 gezahlten hohen Preise in Zukunft nicht weiter zu tragen braucht. So wird die Klage der deutschen Schwerindustrie wegen der hohen Erzpreise bündig widerlegt.

Götzendienst

Nachdem das deutsche Volk 1918 die gekrönten Popanze abgehalftert hatte und ihm der ganze Kriegs- und Heldenschwindel wie Schuppen von den Augen gefallen war, dachte man: Na, nun wirds doch ein bißchen heller werden in unserm Kasernenstaat! Nun wird doch das „gottgegebene" Gehorsamsverhältnis einen Knacks gekriegt haben!

Es sah anfangs so aus. Der klassenbewußte, organisierte Arbeiter hatte dem Gedanken der „naturnotwendigen" Untertänigkeit in der nachrevolutionären Zeit einen solchen Stoß gegeben, daß die, welche sich immer als „Obrigkeit" gefühlt hatten, ein Entgegenkommen an den Tag legten, wie man es gar nicht erwartet hatte.

Das änderte sich aber sehr schnell, als dem deutschen Kleinbürger jeder Fasson (dem gehorchenden und dem befehlenden) die Erkenntnis aufdämmerte, daß die Anhänger der alten Ordnung noch die Hälfte dieser Nation ausmachten. In den Betrieben ließ sich allerdings der alte Ton nicht so leicht wieder einführen, weil der Arbeiter seinen Arbeitgeber nicht mehr als seinen Rekrutenunteroffizier betrachtete, und weil der Arbeitgeber ja wußte, daß mit den Gewerkschaften nicht gut Kirschen essen ist.

Aber desto ausgiebiger sorgte man in der Öffentlichkeit dafür, daß der fröhliche Geist der alten Kasernenhofdisziplin wieder aufgefrischt wurde.

Wie hat man das gemacht? — Nun, man hat überall da, wo man es nicht mit widerspenstigen Proletariern zu tun hatte, nämlich in Behörden, in Schulen und bei der Reichswehr usw., Schritt für Schritt jenes Untertanengefühl wieder zu wecken versucht, auf dessen Mist der Kohl des monarchischen Gedankens so herrlich gediehen war. Hier wurde ein Abzeichen entworfen, dort ein Titelchen erdacht, womit der eine Träger zum andern sagen durfte: „Sieh mal her, ich bin etwas Besseres als du!"

Das ist Geist vom Geiste des alten Militärstaates. Der Soldat war der schönste Mann im ganzen Staate! Man hatte ihn ja nicht etwa in kunterbunte Lappen gesteckt, damit jeder Backfisch seine Freude daran haben sollte, nein, man wollte nichts weiter, als durch sein auffälliges Äußere den Unterschied zwischen ihm und den andern zivilen Erdenbürgern zweiter Klasse deutlich versinnbildlichen. Die Uniform war das Abzeichen der Bediensten der herrschenden Klasse. Protzige Emporkömmlinge umgeben sich ja auch gerne mit einer Anzahl aufdringlich angezogener Diener. Sogar in ihren Lakaien wollen sie respektiert werden.

Sollte dieses Bedürfnis, den Soldaten mit Hilfe auffallenden Kriegsschmucks aus der Masse der armseligen Zivilisten und Untertanen herauszuheben, nicht bei der neuen Bekleidungsreform der Reichswehr auch eine Rolle gespielt haben? Der Wehrminister hatte sich letzthin mit seinem Stabe hingesetzt (andere Sorgen scheinen die Leute augenblicklich nicht zu haben!) und einen Haufen bunter Neuheiten an Läppchen, Aufschlägen, Paradetressen, Achselstücken, Bommeln und Klunkern entworfen, die sich seine Garde, vom Feldwebel aufwärts, wieder an die Mannesbrust heften darf. Und der ewige Untertan darf im Geiste wieder seine Ehrenbezeugung vor seinen friedensmäßig aufgefärbten Götzen machen.

Ich glaube, aus einem ähnlichen Geiste geboren ist auch die seit einiger Zeit sehr auffällige Empfindlichkeit der hohen Herren im Wehrministerium. Kritik ist nicht mehr erlaubt. Was heißt hier Meinungsfreiheit? „Die janze Richtung paßt uns nich!" Der Untertan hat nur den Hut zu ziehen vor seinen Götzen. „Halten Se den Mund, wenn Se nich jefragt sind!" Den Ton kennen wir!

Wozu laufen die Reservefritzen und pensionierten Majore immer mit der Hurratüte und dem schrecklichen Säbel zu allen Denkmalsenthüllungen? Etwa, weil sie sich in diesen Klamotten feierlicher vorkommen? I wo: sondern weil es für sie eine Wonne ist, dem staunenden Untertan mal wieder als Götze vor die Augen treten zu dürfen.

Es ist auch nichts weiter als folgerichtig, wenn Herr Heye jetzt seine Reichswehr wieder aus dem schlichten, feldgrauen Hintergrund hervorzuholen trachtet, in den sie verfassungsmäßig gehört. Es wird allen Ernstes erwogen, ob man nicht den Aufzug der Wache in Berlin, der sich bisher bescheiden durch ein paar Nebenstraßen vollzog, wieder wie in Zeiten Wilhelms des Paradigen einen Umzug durch die Straße Unter den Linden machen lassen soll. Brave Hotelbesitzer und Andenkenfabrikanten waren nämlich der Meinung, daß der Fremdenverkehr wieder sehr zunähme, wenn der Verkehr Unter den Linden durch Pauken und Trompeten gestört würde. Die Onkels mit den breiten Wiesen haben jedoch den Fremdenverkehr weniger im Auge, als dem Untertan den verloren gegangenen Respekt vor dem Militär wieder einzupauken. Respekt vor den kleinen Götzen, die zum Schutze der großen Götzen da herummarschieren!

Das war die Reichswehr! Wer aber nun glaubt, daß dieser „neue" Geist nur bei unserem „republikanischen" Militär zu Hause wäre, der irrt sich. Da gibt es unter den Beamten eine Sorte, die das Fehlen der Uniform am eigenen Leibe als einen schrecklichen Makel empfindet. Ein Achselstück, ein Säbel — fertig ist der weithin erkennbare Olgötze. Aber wie soll man als höherer Beamter bei Untergebenen sich das nötige Ansehen verschaffen, wenn man schofles Zivil tragen muß und sich vom Bankier Müller oder vom Viehkommissar Krause in gar nichts unterscheidet?

Das war es auch, was den potsdamer Oberbürgermeister Rauscher schon lange gekränkt hatte. Eines Tages lief ihm doch die Galle über. Er ranzte in der Straßenbahn einen Schaffner an, weshalb er ihn nicht ehrerbietig grüße. (Er meinte natürlich: Sie, warum machen Sie keine Ehrenbezeugung?) Dem Schaffner war das natürlich etwas ganz Neues, daß er vor einem Beamten seine Männchen machen sollte, der doch auch nur ein Staatsbürger ist, wie er. Und der gekränkte Oberbürgermeister brachte in der nächsten Stadtverordnetenversammlung mit Hilfe seiner nationalistischen Mehrheit einen Beschluß durch, wonach bei den potsdamer Straßenbahnern dem Stadtoberhaupt gegenüber die Grußvorschrift eingeführt wurde. Hoffentlich läßt er die „Bande" mal in Reih und Glied antreten, damit sie sich sein holdes Antlitz einprägt!

Dieser Vorfall entsprang aber nicht der Laune eines Einzelnen, er ist vielmehr ein drohendes Warnungszeichen dafür, daß die Götzen militärischer und ziviler Art nicht mehr mit anderen Staatsbürgern auf eine Stufe gestellt werden wollen und daß sie sich danach sehnen, den Staat wieder in Dienstgrade einteilen zu dürfen.

Behalten wir die Potsdamer (sowohl die, die in Potsdam wohnen, als auch die, die überall herumkrähen) im Auge! Sonst können wir es eines Tages erleben, daß uns irgend ein Etappenbulle auf der Straße anschnauzt: „Sie, warum machen Sie keine Ehrenbezeugung? Wissen Sie nicht, wer ich bin? Ich bin Ihr Bürgermeister!"

Erich Weinert.

Was bringt die Arbeitslosenversicherung?

Die wichtigste Aufgabe der Arbeitslosenfürsorge ist die Beseitigung der Arbeitslosigkeit durch Vermittlung von Arbeit. Der § 131 des Gesetzes über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung (AV ASG) besagt deshalb: Die Arbeitslosigkeit wird in erster Linie durch Vermittlung von Arbeit verhütet und beendigt. Ferner bestimmt § 90 AV ASG: Wer sich ohne berechtigten Grund trotz Belehrung über die Rechtsfolgen weigert, eine Arbeit anzunehmen oder anzutreten, auch wenn sie außerhalb des Wohnortes zu verrichten ist, erhält für die Dauer von 4 Wochen keine Arbeitslosenunterstützung. Von dieser grundlegenden Bestimmung gibt es einige Ausnahmen, die indessen für die folgenden Darlegungen weniger Bedeutung haben.

Bei der Vermittlung von Arbeit ist es nun sehr gut denkbar, daß ein Arbeitsloser gerne eine vorhandene Arbeit annehmen würde, aber diese Arbeit nicht annehmen kann, da es ihm an Reisegeld oder Arbeitsausrüstung fehlt oder der Verdienst nicht ausreicht, um einen doppelten Haushalt zu führen oder auch, weil die angebotene Arbeit berufsfremd ist, der volle Verdienst daher erst nach geraumer Zeit erreicht werden kann, trotzdem an sich von vornherein der Tariflohn gezahlt wird. Um in solchen Fällen eine Arbeitsvermittlung doch zu ermöglichen, enthält das Gesetz nun Bestimmungen, die eine Unterstützung bei Arbeitsaufnahme durch den Vorsitzenden des Arbeitsamtes zulassen. Diese Angelegenheiten regeln die §§ 132 bis 141 des Gesetzes. Soweit die Fahrt zum neuen Beschäftigungsort in Frage kommt, bestimmt der § 132: Wenn ein Empfänger von Arbeitslosenunterstützung nachweist, daß er außerhalb seines bisherigen Aufenthaltsortes, aber im Inlande Arbeit angenommen hat, dabei ist es gleichgültig, ob die Arbeit durch das Arbeitsamt vermittelt oder auf Grund eigener Bemühungen erlangt wurde, kann ihm der Vorsitzende des Arbeitsamtes die Kosten der Reise nach dem neuen Arbeitsort aus Mitteln der Arbeitslosenversicherung ganz oder teilweise gewähren. Voraussetzung ist, daß nicht der Arbeitgeber die Reisekosten übernimmt und daß im Orte oder in der näheren Umgebung keine Arbeit vorhanden ist.

Wenn die Familienmitglieder, die zur häuslichen Gemeinschaft des Arbeitslosen gehören, zu dem neuen Beschäftigungsort mitreisen oder nachfolgen, können auch diesen die Reisekosten ganz oder teilweise aus Mitteln der Arbeitslosenversicherung gewährt werden, wenn ihre Unterkunft in dem neuen Beschäftigungsort gesichert ist.

Die Gewährung des Reisegeldes für den Arbeitslosen und seine Familienangehörigen bei Annahme einer Arbeit in benachbarten Staaten ist auf Grund einer Verordnung des Verwaltungsrates der Reichsanstalt vom 30. September 1927 ebenfalls zulässig. Sollen jedoch Reisekosten über die deutsche Grenze hinaus gewährt werden, ist die Zustimmung des Vorsitzenden des Landesarbeitsamtes einzuholen. Als Reisekosten zählt nicht nur das Fahrgeld, sondern auch ein angemessener Betrag als Spesen.

Solange die Familienangehörigen des Arbeitslosen in den neuen Beschäftigungsort nicht übersiedeln können, kann der Vorsitzende des Arbeitsamtes den zuschlagsberechtigten Angehörigen die Familienzuschläge ganz oder teilweise weitergewähren (§ 133). Sollen die Familienzuschläge länger als 3 Monate oder über den Zeitpunkt hinaus, an dem der Arbeitslose bei weiterem Bezuge der Arbeitslosenunterstützung ausgesteuert wäre, gezahlt werden, muß der Verwaltungsausschuß des Arbeitsamtes seine Zustimmung geben.

Fehlt dem Arbeitslosen die notwendige Arbeitsausrüstung (Kleidung, Schuhe, Werkzeug usw.), ohne die er eine Arbeit von längerer Dauer nicht annehmen kann, so kann auch hier der Vorsitzende des Arbeitsamts die erforderlichen Mittel aus der Arbeitslosenversicherung für die Anschaffung der Arbeitsausrüstung vorstrecken und auch ganz oder teilweise auf die Rückzahlung verzichten. Übersteigt der Betrag, der hierfür erforderlich ist, das 30fache von dem, was der Arbeitslose an Arbeitslosenunterstützung für sich und seine Angehörigen den Tag bezieht, so hat der Vorsitzende des Arbeitsamts die Zustimmung des Vorsitzenden des Landesarbeitsamtes einzuholen.

Übernimmt ein Arbeitsloser Beschäftigung in einem berufsfremden Betriebe oder Gewerbe, wo er den vollen Verdienst eines berufsgewohnten Arbeiters erst nach Erlangung der erforderlichen Fertigkeit erzielt, kann ihm vom Vorsitzenden des Arbeitsamtes aus Mitteln der Versicherung für die Dauer von 8 Wochen ein Zuschlag gewährt werden (Anlernzuschuß). Der Verdienst und der Zuschuß dürfen zusammen die Höhe des Verdienstes eines berufsgewohnten Arbeiters oder der Zuschuß allein das 1½fache der zuletzt gezahlten Arbeitslosenunterstützung nicht übersteigen. Soll der Zuschlag gleichzeitig für mehr als fünf Arbeiter in einem Betriebe gewährt werden, ist die Zustimmung des Vorsitzenden des Landesarbeitsamtes einzuholen. Neben dem Anlernzuschuß kann auch das Reisegeld für den Arbeitslosen und seine zuschlagsberechtigten Angehörigen oder, für den Fall, daß die Angehörigen zurückbleiben müssen, der Familienzuschlag für diese gewährt werden.

Wird eine größere Anzahl von Arbeitslosen nach einem andern Ort vermittelt, kann der Vorsitzende des Arbeitsamtes einen sachkundigen Führer auf Kosten der Arbeitslosenversicherung beigeben. Endlich bestimmt noch der § 137, daß der Vorsitzende des Arbeitsamtes aus Mitteln der Versicherung Veranstaltungen einrichten oder unterstützen kann, die der beruflichen Fortbildung oder Umschulung der Arbeitslosen dienen, oder auch das Schulgeld für die Teilnahme an solchen Veranstaltungen übernehmen kann, sofern diese geeignet sind, Empfänger von Unterstützung der Arbeitslosigkeit zu entziehen.

Außer den Empfängern der Arbeitslosenunterstützung können die Beihilfen und Zuschüsse aus Mitteln der Arbeitslosenversicherung auch den Arbeitslosen gewährt werden, die keine Unterstützung beziehen, weil sie die Wartezeit (3 oder 7 Tage oder für Saisonarbeiter 2 oder 3 Wochen) noch nicht erfüllt haben, ferner solchen Arbeitslosen jugendlichen Alters, die die Anwartschaftszeit noch nicht erfüllen konnten (Schulentlassene). Sollen die Beihilfen für den Antritt einer ordnungsmäßigen Lehre verwandt werden, ist die Zustimmung des Vorsitzenden des Landesarbeitsamtes notwendig. Aber auch solchen Arbeitslosen ist die Beihilfe zu gewähren, die ihre Anwartschaftszeit für die Arbeitslosenversicherung noch nicht erfüllt haben oder bereits ausgesteuert sind, soweit sie keine Krisenunterstützung beziehen.

Die vorstehenden Bestimmungen gelten gemäß Artikel 7 der Verordnung über Krisenunterstützung auch für Empfänger der Krisenunterstützung. In diesem Falle werden jedoch die hierfür notwendigen Mittel aus der Krisenunterstützung, also zu vier Fünftel vom Reich und ein Fünftel von den Gemeinden entnommen.

Die Beihilfen und Zuschüsse werden nur auf Antrag gewährt. Der Vorsitzende des Arbeitsamtes entscheidet. Gegen dessen Entscheidung ist binnen 2 Wochen die Anrufung der Einsprüche an den Verwaltungsausschuß des Arbeitsamtes zulässig. Bestätigt der Verwaltungsausschuß die Entscheidung des Vorsitzenden des Arbeitsamtes, dann ist die Entscheidung endgültig. Ändert der Verwaltungsausschuß die Entscheidung des Vorsitzenden, kann dieser binnen zwei Wochen den Verwaltungsausschuß des Landesarbeitsamtes anrufen, der endgültig entscheidet. Das Verfahren vor den Spruchbehörden der Arbeitslosenversicherung findet hier keine Anwendung, da diese Leistungen keine Pflicht-, sondern nur Kannleistungen sind.

H. Feldmann.

Rohstahlgewinnung im August. Die Monatsausweise für die Rohstahlgewinnung und die Erzeugung für Walzwerksprodukte für August weisen Höchstzahlen auf. Die Rohstahlgewinnung erreichte 1 426 253 Tonnen gegen 1 361 861 Tonnen im Juli und 1 142 664 Tonnen im August 1926. Die durchschnittliche arbeitstägliche Leistung des Monats August betrug 52 854 Tonnen, sie übersteigt die des Vormonats um 445 Tonnen. Walzwerkserzeugnisse wurden im Monat August 1 129 837 Tonnen erzeugt, gegen 1 052 527 Tonnen im Juli und 908 014 Tonnen im August vorigen Jahres. Die durchschnittliche arbeitstägliche Gewinnung betrug 41 846 Tonnen und übertrifft die des Vormonats um 1364 Tonnen. Diese Zahlen stellen Höchstleistungen dar. An ihnen ist ferner zu ermessen, wie die Nationalisierung in der Schwereisenindustrie bereits durchgeführt wurde. Trotzdem eine fleißige Arbeiterschaft hier am Werke ist und im Hochsommer in der Gluthitze der Schmelzöfen solche Mengen hervorbringt, schmieden die Kommandeure dieser Werke Pläne, um eine Verkürzung der Arbeitszeit zu verhindern und ihren Willen in jeder Beziehung durchzusetzen.

Technik und Werkstatt

Kurzschluß

Von Dipl.-Ing. Dr. H. Schütze (Stuttgart)

Eine Fabrik in Flammen, Menschenleben vernichtet — Brandursache? Kurzschluß im Stofflager — natürlich. In der Zeitung stehts schwarz auf weiß; und alle Welt betets gläubig nach. Kurzschluß, die geheime Gefahr, die im elektrischen Strome schlummert, die die angsterfüllte Hausfrau wecken kann, wenn sie den Stecker des Bügeleisens in die Steckdose an der Wand steckt — ist nicht ein Funke zischend dabei übergesprungen?

Ach, das ist alles Unsinn, Übertreibung und Unkenntnis, sagt der Elektrotechniker. Und unter tausend Bränden, die der Zeitungsberichterstatter schnellfertig auf Kurzschluß zurückführt, ists kaum bei fünfzig, kaum bei einem Dutzend Wahrheit. Dies eine Dutzend aber läßt sich immer wieder auf Fahrlässigkeit, grobe Unterlassungssünden und schlechte Behandlung der elektrischen Anlage zurückführen.

Kurzschluß ist ein Fachausdruck, eine Erfindung der Elektrotechnik, merkwürdigerweise kein Fremdwort und sogar ganz richtig gebildet. Machen wirs uns an der Steckdose einmal klar: sie ist unsere Stromquelle in der Wohnung, an die wir die Schlampe, das Bügeleisen, das Heizkissen und anderes mehr anschließen. Dabei schließen wir tatsächlich etwas, nämlich einen Kreis, den sogenannten Stromkreis. Das will besagen: Der Strom macht einen Kreislauf. Er kommt aus der Steckdose, geht durch den einen Leitungsdraht in die Lampe hinein, kommt zum anderen heraus und geht in die Dose zurück. Der Kreis ist geschlossen. Nun kann man, was wir aber nicht tun werden, diesen Kreis ganz kurz machen — zum Beispiel einen Drahtbügel in die beiden Büchsen der Steckdose hineinstecken. Dann ist der Kreis „kurzgeschlossen", es gibt ein gelindes Krachen, einen zischenden Funken, und dann gehen alle Lampen aus. Der Kurzschluß war da, die Sicherung aber hat aufgepaßt und schleunigst den ganzen Strom ausgeschaltet. Das war alles; wir nehmen den Bügel wieder heraus, kaufen für 20 ₰ eine neue Sicherung, setzen sie ein, und die Lampen brennen wieder.

So harmlos ist der gefährliche Kurzschluß immer, wenn die Sicherungen Dienst tun; und das tun sie, wenn man sie in Ruhe läßt. Es gibt aber Leute, die sich für kluge Bastler oder gar für geschickte Elektriker halten und statt der neuen Sicherung eine alte benutzen, die sie mit Draht umwickeln. Das nennt man „überbrücken"; der Draht ist die Brücke, die verbotene Brücke, die wohl das eine Gute hat, daß sie die Lampen in der Wohnung wieder brennen läßt, die aber den Teufel mit Beelzebub austreibt. Sie allein macht den Kurzschluß zur Gefahr!

Da führt eine Leitung an der Wand entlang, über die Tapete, hinter die Gardine, seit 20 Jahren nicht nachgesehen, seit 20 Jahren jeden Samstag mit staubentfernenden Geräten, als da sind Wedel, Bürsten, Tücher und Besen bearbeitet. Sie ist schadhaft geworden; irgendwo, „natürlich" gerade dicht bei der Gardine, ist die Isolierung gerissen, die blanken Drähte kommen zusammen, der Kurzschluß ist da. Nun, wenn die Sicherung ihren Zweck erfüllt, macht das gar nichts. Die Hausfrau bemerkt nach dem Reinemachen, daß die Lampen plötzlich nicht mehr brennen, der kluge Hausvater sieht nach, ob sie auch fest in der Fassung sitzen und sich beim Staubwischen nicht gelockert haben — und findet nichts. Da bemerkt er die durchgebrannte Sicherung an der Marmortafel. Aha! Natürlich! Also eine neue hinein. Es gibt einen Zischer, aus ists und die Lampen versagen bösartig weiter. Dann muß der Installateur kommen, findet schnell die Ursache, ersetzt die schadhafte Leitung, und es ist alles ohne eine Spur von Gefahr wieder in schönster Ordnung.

Wenn aber die Sicherung überbrückt war — und wie viele sind es aus Bequemlichkeit oder gar falscher Sparsamkeit — nun, dann brennen die Lampen weiter; aber in der Leitung brennts auch; die Isolierung schmort, glimmt, die Gardine fängt Feuer, das Unglück ist da. Kurzschluß wird in der Zeitung stehen, vielleicht mit kritischen Bemerkungen über die Unzuverlässigkeit der elektrischen Anlagen im allgemeinen und der Elektrotechnik im besonderen.

Es ist also kein Wunder, daß das Überbrücken von Sicherungen streng verboten ist.

Ja, fragt sich der Leser, wenn nun der Kurzschluß wirklich eine so harmlose Sache ist, wie kann es dann geschehen, daß manchmal das Elektrizitätswerk stundenlang die Stromlieferung einstellen muß, weil irgendwo ein Kurzschluß war?

Da gehts eben anders zu als in der Wohnung, in die nur schwache Ströme hineingelangen. Da gibts elektrische Schwingungen, Stromstöße, feurige Lichtbogen, daß dem Laien angst und bange würde. Aber selten geschieht ein Unglück, sehr selten; meistens eben auch nur eine Betriebsstörung, nur in etwas größerem Ausmaß.

Und wie geringfügig kann die Ursache sein, zum Beispiel eine Drachenschnur. So war es in Apenrade, wo die Wetterwarte Drachen steigen ließ. Die Schnur riß, legte sich über die Hochspannungsleitung, das freie Ende fiel auf eine friedlich weidende Kuh und erschlug sie. Der Strom hatte den Weg von der Leitung in die Erde hinein gefunden — das ist zum Beispiel ein Kurzschluß in Hochspannungsleitungen. Im Werke wird man ihn verspürt haben, Sicherungen und Schalter mögen krachend herausgeflogen sein, aber der ganze Schaden beschränkte sich auf die tote Kuh, um die es auch einen Prozeß gegeben hat, den die Wetterwarte verlor. Laßt eure Kinder nicht in der Nähe von solchen Leitungen mit Drachen spielen!

Ich habe einmal zusehen müssen, wie ein Riesenkurzschluß in einem Elektrizitätswerk neun Leitungen durchbrannte — es war ein recht geräuschvolles, blendendes Feuerwerk. Neun Leitungen aus mehr als daumenstarken und handbreiten Kupferbändern in Rotglut, Weißglut, funkensprühend, schmelzend bei mehr als 3000 Grad Celsius! Drei Meter hoch über den Leitungen war eine Treppe aus Holz, sie stand sofort in Flammen. Und doch war alles nur „halb so schlimm". Es entstand keine Feuersbrunst, nur eine Betriebsstörung von einigen Stunden. Die Elektrotechnik ist bestrebt, auch solche Störungen unmöglich zu machen. Dann wird die Außenwelt selbst vom größten Kurzschluß nichts mehr merken.

Im „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten", in Amerika, hatte ein großes Werk fast täglich, oft mehrmals am Tage, Störungen durch Kurzschlüsse, von denen man nur wußte, daß sie in der Hochspannungsfernleitung stattfanden. Die Ursache blieb lange verborgen, die Besorgnis der Betriebsleitung wuchs, bis eines Tages die Kurzschlußstifter erkannt wurden. Es waren große Vögel, die an den Leitungsmasten einen großen Gefallen gefunden hatten, sich in Scharen draufsetzten und dem Geschäft der Verdauung oblagen. Dabei schafften sie höchst „natürliche" Betriebsstörungen zwischen den einzelnen Leitungen, die zu den geheimnisvollen Kurzschlüssen führten. Was war zu tun? Alle Vogelscheuchen halfen nichts; man hatte nicht eher Ruhe, als bis jeder Leitungsmast ein schützendes Blechdach über sich trug.

Wenn Michel die Sense über die blanke Leitung hängt, wird er schnell merken, was er angerichtet hat und es gewiß nicht wieder tun. Da es aber sehr viele Michel gibt, ists nur gut, daß die Leitungen recht hoch gespannt sind. Manchen Leuten macht aber auch das nichts aus, und so gelang es einmal einem Arbeiter, mit dem Holzpantoffel eine mehr als 6 Meter hohe Leitung kurzzuschließen! Es war allerdings windig und geschah auf einem Fabrikhof, auf dem allerhand halb verrostetes dünnes Blech umherlag. Der Arbeiter trat in ein solches Blech hinein, der Pantoffel saß fest, der Mann wurde zornig und schleuderte beides, Pantoffel und Blech, mit starkem Schwung des Fußes von sich, und siehe da, der Wind hob das Blech in die Höhe und legte es fein säuberlich auf die Leitungsdrähte. Da gabs Überraschungen! Helles Glühen — die Drähte zogen sich plötzlich an, klatschten zusammen, rissen sich wieder los und der Erfolg war, daß tausend Arbeiter eine Stunde lang feiern mußten. Wegen eines — Holzpantoffels!

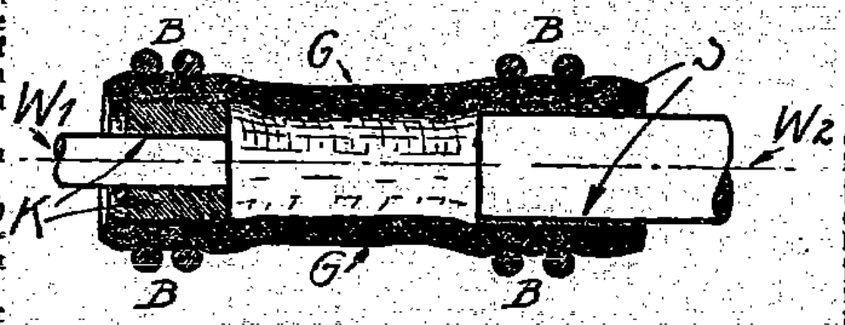
Und nun noch eine kleine Geschichte über einen ganz geheimnisvollen Kurzschluß, der im Grunde gar kein Kurzschluß war. Er ereignete sich mehrmals in der Wohnung des Verfassers, kann also auch in der Wohnung unserer Leser eintreten. In meinem Arbeitszimmer hängt ein Beleuchtungskörper mit drei Lampen, und in der Übergangszeit benutze ich eine „elektrische Sonne" zum Heizen. Alles ging gut, wenn ich zuerst das Licht einschaltete und dann die Sonne; sobald ich es aber umgekehrt machte, brannte regelmäßig die Sicherung durch. Woran mag das gelegen haben? Das ewige Ersetzen der Sicherungen war ebenso unbequem wie kostspielig, und ich kam der Sache daher bald auf die Spur. Die Sonne und die Lampen brauchten zusammen nicht mehr Strom, als die Sicherung vertragen konnte, sonst wäre sie ja jedesmal durchgebrannt, wenn beide eingeschaltet waren. Nun aber haben die Metallfadenlampen, die man heute benutzt, im Augenblick des Einschaltens einen mindestens zehnmal so starken Strom als bei gewöhnlichem Brennen. Das dauert zwar nur den Bruchteil einer Sekunde und schadet bei drei oder vier Lampen der Sicherung auch nicht. Wenn aber der Strom für die Sonne auch schon durch die Sicherung ging, dann wurde es ihr zuviel. Seitdem benutze ich eine stärkere Sicherung; aber das geht auch nur, weil meine Leitungen darauf eingerichtet sind. Derjenige unter den Lesern, der elektrisch heizen will, aber selber kein Elektrotechniker ist, darf sich also nicht wahllos Heizkörper kaufen und sie an die Steckdosen schalten, sondern er bedarf auch des Rates eines Fachmanns, wenn er keinen Unannehmlichkeiten begegnen will.

Ernst zu nehmen vom Standpunkte des Stromverbrauchers ist der Kurzschluß eigentlich nur in der Landwirtschaft; er ist auch der Grund, weshalb manche landwirtschaftlichen Kreise von der elektrischen Stromversorgung nicht viel wissen wollen. Doch sind sie selbst die Schuldigen. Wenn sich der Landmann nach den Vorschriften des Elektrizitätswerkes richtet, passiert nichts. Es ist ganz unglaublich, wie auf dem Lande an den elektrischen Anlagen gesündigt wird. Man benutzt Schalter und Steckdosen als Haken für allerhand Gerät und Kleidungsstücke, man stößt sorglos dagegen, häuft brennbare Stoffe darüber, läßt Leitungsdrähte durch Nässe und Schmutz verrosten und wundert sich hinterher, wenns schief geht.

Die Elektrizität ist die billigste, fleißigste und willigste Arbeiterin der Menschen; sie verlangt keinen Dank — nur schlechte Behandlung kann sie nicht vertragen und rächt sich mit ihrer einzigen Waffe, dem Kurzschluß!

Kupplung kleiner Maschinen

Bei ganz kleinen Maschinen, zum Beispiel bei Spielzeugmotoren, Dampfmaschinen, Wasserturbinen usw., geht durch den Antrieb mittels Schnurzug oder dünnen Gummischlauches der größte Teil der zu übertragenden Kraft verloren. Ferner haben diese leichten Übertragungsmittel den großen Nachteil, daß sie sehr leicht gleiten, auch ins Schleudern geraten und abgeworfen werden. Dabei läßt sich eine durchaus sichere und fast gar keine Energie verzehrende Kuppelung auf viel einfachere Weise herstellen. Man bedient sich eines kurzen Stückes Gummischlauch, dessen beide Enden man über



die Wellen des Motors und der zu treibenden Maschine schiebt und festmacht.

In der Abbildung sind W 1 und W 2 die beiden Stellen, deren eine schwächer als die andere angenommen ist. Man wählt die Stärke des Gummischlauchs natürlich nach dem Maße der stärkeren Welle, auf der man eine Lage Schmirgelleinen (S) gut festgeklebt hat. Darüber schiebt man den Schlauch G und bindet ihn mit weichem Draht fest (B). Bei der schwächeren Welle W 1 verfährt man ebenso, nur wird das Schmirgelleinen durch einen passenden Kork (K) ersetzt. Eine solche biegsame Kuppelung arbeitet ausgezeichnet.

Dr. H. S.

Ein Kilo Eisen

Von Alfred Nauck

Jeder weiß, daß das Eisen unser technisch wichtigster Baustoff ist, und daß es, je nach seiner Verarbeitung einen hohen Wert gewinnt. Leider ist Eisen in hohem Maße der Zerstörung ausgesetzt, weshalb man alle möglichen Versuche darüber anstellt, es widerstandsfähiger und oxydationssicherer zu machen. Man versieht es mit Anstrichen, überzieht es mit anderen Metallen, gibt ihm verschiedene Zusätze, die es rostsicherer machen sollen, alles in dem Bestreben, die hohe Neigung des Eisens, sich mit dem Sauerstoff der Luft zu verbinden, zu verhüten. Von den vielen Mitteln, das Eisen rostsicher zu machen, versprechen gewisse Legierungen zum Eisen den größten Erfolg. Die jahrelangen Versuche, ein rostsicheres Eisen herzustellen, sind jetzt zu einem gewissen Abschluß gelangt. Der rostsichere Stahl der Firma Krupp, der in steigendem Maße zu den verschiedensten Gegenständen, insbesondere auch Haushaltungsartikeln verwendet wird, erfüllt die an ihn geknüpften Erwartungen in vollem Maße.

Es liegt auf der Hand, daß sich dadurch der Wert des Eisens erheblich vergrößert hat, und daß man sich neuerdings wieder dem Eisen auch als Baustoff zuwendet, wo man früher nach Ersatzmöglichkeiten für das Eisen Umschau hielt. Die hierfür in Frage kommenden Metalle, vorzugsweise das Aluminium und seine vielen Legierungen, kommen hierfür nicht ganz in Betracht, weil diesen Metallen die für sehr viele Verwendungszwecke notwendigen Festigkeitseigenschaften fehlen. Es kommt noch hinzu, daß es häufig aus rein wirtschaftlichen Überlegungen nicht angängig ist, das teure Leichtmetall zu wählen.

So kommt also in unserem Zeitalter immer noch und trotz mancher geäußerten Ansicht, daß das Eisen bald durch das Aluminium abgelöst werde, dem Eisen und seinen Legierungen erhöhte Bedeutung zu. Es wird sehr interessant sein, einmal zu zeigen, welchen Wert eigentlich ein Kilo Eisen in der Form der verschiedenen Verarbeitungen hat. Man wird am Ende dieser Übersicht erkennen, daß es Fabrikate aus Eisen gibt, deren Wert pro Kilo in die hunderte, ja tausende Reichsmark geht. Einleitend zu dieser Zusammenstellung sei darauf hingewiesen, daß die angeführten Kilopreise der Gegenstände in dem einen oder dem anderen Falle nicht ganz genau mit den Marktpreisen übereinstimmen werden. Es kommt hier auch nur darauf an, einmal zu zeigen, welchen Wert das verarbeitete Eisen, je nach den Verhältnissen, zu gewinnen vermag.

Wir gehen davon aus, daß das Roheisen aus dem Eisenerz erschmolzen wird. Dieses Roheisen muß nun weiter verarbeitet und in seiner Qualität verbessert werden. Es ist nach dem Schmelzprozeß nicht sofort verwendungsfähig. Auf dem Markt gilt ein Kilo Roheisen 1 ₰.

Von dem Roheisen stellt man durch einen Schmelzprozeß Eisen her, das weiter als Stabeisen in der allgemein bekannten Form gewalzt wird. Das Kilo Stabeisen wird mit 25 ₰ gehandelt.

Eine Kleinigkeit teurer ist das Eisenblech, das im Durchschnitt etwa 28 ₰ kostet.

Das Gußeisen, das für so viele Maschinenteile und auch Gegenstände im Haushalt Verwendung findet, erfordert wegen der auf ihm ruhenden Modellkosten und Gießlöhnen einen Kilopreis von zirka 30 ₰.

In unserer Reihe nehmen wir den Wert eines Kilos etwa eisernen Wagenachse mit 37 ₰, einer Eisenbahnbrücke mit etwa 40 ₰, Eisendraht mit etwa 50 bis 55 ₰ und einer Werkzeugmaschine mit 60 bis 80 ₰ an.

Ein Kilo Schiffsanker kann mit 75 ₰ angenommen werden, und das Kilo eines eisernen Schraubstocks mit 92 ₰.

Eine Eisenbahnlokomotive hat einen Kilopreis von 1 ℳ bis 1,10 ℳ. Unsere modernen Schnellzuglokomotiven sind natürlich pro Kilo teurer, sie werden etwa 1,30 bis 1,50 ℳ wert sein.

Wenn aus dem Eisen hochwertiger Stahl wird, steigert sich der Wert entsprechend der Qualität. Ein Kilo Tiegelgußstahl wird, je nach dem Gütegrad, zwischen 1,20 und 1,80 ℳ kosten.

Beile und Äxte sind gleichfalls aus bestem Stahl gefertigt und kosten pro Kilo rund 2 ℳ.

Der hochwertige Wolframstahl, der für Magnete gebraucht wird, steht im Handel, je nach seinem Wolframgehalt, mit etwa 2 bis 3 ℳ pro Kilo.

Verbrennungsmotoren, wie wir solche zum Antrieb unserer Automobile und Motorräder haben, sind für das Kilo mit etwa 3 bis 4 ℳ anzusetzen; bis 5 ℳ geht der Wert eines Flugzeugmotors.

Der für viele Werkzeuge unentbehrliche Schnelldrehstahl, der vornehmlich für schneidende Werkzeuge unersetzlich ist, hat einen Kilopreis, der bis 7,50 ℳ geht. Noch wesentlich wertvoller ist der Schnelldrehsilberstahl mit etwa 20 ℳ pro Kilo.

Präzisionsfeinmaschinen, etwa Buchungsmaschinen, Rechenmaschinen usw., haben einen angenommenen Kilowert von etwa 25 bis 30 ℳ.

Wenn in der Feinmechanik Eisen verarbeitet wird, schnellt der Kilowert aus Eisen gefertigter Waren außerordentlich in die Höhe, und wenn sich hierzu noch Kunstfertigkeit paart, kann der Wert in sehr vielen Fällen kaum auch nur annähernd bestimmt werden. So zum Beispiel müßte man den Kilowert empfindlicher Meßinstrumente, deren wesentliche Bestandteile aus Eisen oder Stahl gefertigt sind, im Kilopreis auf 100, 200 oder gar 300 ℳ bestimmen. Zum Beispiel hat man festgestellt, daß eine Höchstpräzisionswage, die noch Gewichtsmessungen von einem Millionstel Milligramm anzeigt, einen Kilopreiswert von 2500 ℳ hat.

Und zum Schluß wollen wir noch einen Preis anführen, den mancher nicht für möglich halten wird: Ein Kilo der feinsten Taschenuhrfedern hat durchschnittlich einen Wert von etwa 5000 ℳ!

Wenn aber aus allen vorstehenden und anderen eisernen Gegenständen der Nutzwert durch Verbrauch oder Verschleiß verloren gegangen ist, wenn also aus dem Eisen Alteisen, oder, wie man im Handel sagt, Schrott geworden ist, dann handelt man diesen Eisenschrott, ohne Rücksicht darauf, welchen Wert das Eisen vorher hatte, mit etwa 4 ₰.

•

In vier Tagen zu Schiff über den Atlantik!

Als im vergangenen Sommer die Ozeanflieger neue Rekorde aufstellten, knüpfte man an diese sportlichen Höchstleistungen sofort Betrachtungen über die Möglichkeit transatlantischer Verkehrsflüge, ohne jedoch in der Zwischenzeit der Ausführung auch nur einen Schritt nähergekommen zu sein. Eine praktische Nebenwirkung hatten indessen alle diese Erörterungen insofern, als die Schiffahrtsgesellschaften, in der Befürchtung, ein regelmäßiger Flugverkehr über den Atlantik könnte künftig ihre Interessen schmälern, den Bau schnellster Dampfer in Auftrag gaben, die die Reisedauer über den großen Teich ganz wesentlich herabsetzen: Es soll in nächster Zeit tatsächlich möglich sein, in etwas über 4 Tagen zu Schiff von Europa nach Amerika zu gelangen. Kurz nach dem Kriege zeigte sich im Schiffbau das Bestreben, nicht über den Bau von 33 000 Tonnen-Schiffen und Geschwindigkeiten von 21 bis 22 Knoten (zirka 40 Kilometer Stundengeschwindigkeit) hinauszugehen. Der Bau des „Kolumbus" (Norddeutscher Lloyd) und der „Paris" (Cunard-Linie) sind Beispiele dafür. Die Vollendung der Ile-de-France, die anfangs dieses Jahres vom Stapel lief, bedeutete bereits wieder einen Schritt vorwärts, denn dieses Schiff hat 41 000 Registertonnen und erreicht Geschwindigkeiten von 24 Knoten. Es sind dies Zahlen, wie sie vor dem Kriege allgemein üblich waren, ausgenommen die Mauretania, die bekanntlich auch heute noch Inhaberin des blauen Bandes ist. Nach Vollendung der in Deutschland im Bau begriffenen „Bremen" und „Europa", die im Auftrag des Norddeutschen Lloyd erstellt werden, dürfte sich das Blatt wieder wenden; denn bei diesen Schiffen handelt es sich um 46 000-Tonnen-Fahrzeuge, die durch Hochdruckturbinen ihren Antrieb erhalten und imstande sind, 80 000 PS zu entwickeln. Erwähnt sei in dieser Beziehung, daß dies eine ganz erheblich größere Leistung ist, als sie irgend einer der bisherigen Passagierdampfer aufzuweisen hat; sie wird den Schiffen eine Geschwindigkeit von 27 bis 28 Knoten erteilen und die Dauer der Überfahrt nach Neujork auf etwas über 4½ Tage herabsetzen.

Beachtenswert ist der Bericht aus Amerika, daß drüben ein Schnelldienst zwischen Montauk Point Island und Plymouth in England eingerichtet wird, den Schiffe übernehmen sollen, die mit 31½ Knoten fahren und mit einem besonderen Deck versehen sind, das das Auffliegen und Landen von Flugzeugen ermöglicht, wodurch sich die Reisedauer auf 4 Tage abkürzt. Der Bau derartig schnell fahrender Ozeanschiffe bietet technisch eigentlich keine Schwierigkeiten, die Frage ist nur die, ob solche Fahrzeuge auch wirtschaftlich sind und die Fahrpreise nicht zu hoch ausfallen. Verwendet man beim Bau modernen Stahl mit seiner hohen Elastizitätsgrenze, verfeuert man ferner Öl und baut Hochdruckturbinen ein, so ist es sehr wohl möglich, einen Schnelldampfer zu erstellen, der 3000 Tonnen Nutzlast, Poststücke und Vorräte für die Reise über den Atlantik (3100 Meilen) mit sich führen und 3500 bis 4000 Fahrgästen Platz bieten kann.

•

Zunahme ausländischer Automobile. Von ausländischen Automobilfabriken, wie von Citroën, Ford, den General-Motors usw., wurden in Deutschland Zweiggesellschaften und Montagewerkstätten errichtet. Von der Montagewerkstätte der General-Motors wird mitgeteilt, daß durch die Erweiterung der Werkstätten infolge der Pachtung von Fabrikanlagen der Berlin-Karlsruher Industriewerke sich die Leistungsfähigkeit der berliner Niederlassung dieses Konzerns von 75 auf 150 Wagen täglich verdoppelt hat. Die jetzt 850 Köpfe betragende Belegschaft soll demnächst stark erhöht werden. Die benötigten Einzelteile werden nach Möglichkeit in Deutsch-

Familie und Heim

Gemeinsam Versammlungen besuchen!

Nach dem Trubel, der die Hausfrauen vor dem Weihnachtsfest unbarmherzig in seinen Wirbel gezogen und ihnen keine freie Minute des Selbstbesinnens gegönnt hat — nach dem Einzug des neuen Jahres kommt jetzt die Zeit der trüben Januartage. Morgens müssen wir die Lampe noch brennen bis weit in den Vormittag hinein, nachmittags gegen vier Uhr ist schon wieder die Tageshelle vorbei. Ganz von selbst verlegt sich die Erledigung der geschäftlichen Haushalthantierungen in die kurzen Stunden, an denen es richtig hell ist.

Der Morgen sieht die Hausfrau und Mutter, die ja wegen der Familienmitglieder stets früh auf dem Posten sein muß, meist über einer Näh- oder Strickarbeit, ebenso der frühe Abend. Es ist so hübsch traulich, wenn man warm im Zimmer hat. Selbst die Kleinsten der Kinder haben mit irgendeinem Weihnachtsspielzeug Unterhaltung und Zeitvertreib. Die Größeren sitzen mäuschenstill über Buch oder Bastelei. Mutter freut sich der gewonnenen ruhigeren Stunden und nützt sie zum Besten der zu flickenden Wäsche, der zu stopfenden Strümpfe.

Aber etwas sehr Wichtiges vergißt sie oft: Die gewonnenen stilleren Stunden sich selbst nutzbar zu machen! Und gerade das sollte sie nicht versäumen.

Wo das Weihnachtsfest ein Radio beschert hat, kommt es wohl ganz von selbst, daß Mutter in einer ruhigeren Stunde den Apparat einschaltet und sich, ungeachtet der nimmermüden Regsamkeit der Hände, von den Klängen der Musik oder dem fesselnden Vortrag eines Redners ein wenig herausheben läßt aus dem ewiggleichen Einerlei ihres Alltags. Gerade für die Stunden des Spätnachmittags bringen meist die Rundfunkprogramme allerlei Wertvolles und Wissenswertes. Doch daran allein soll sich die Hausfrau nicht genügen lassen.

Die jüngere Frau kann jetzt, wenn die Kleinen sich müde gespielt und ohnehin bei dem trüben Wetter mehr Schlafbedürfnis haben, wohl einmal einen Abend freimachen, um mit dem Manne eine Versammlung zu besuchen, genossenschaftlich bildende Vorträge zu hören, mit den Ereignissen des Tages und den brennenden Tagesfragen Fühlung zu nehmen.

Und wo die größeren Kinder schließlich froh sind, mal allein nach Herzenslust schmökern zu dürfen — ein halbes Stündchen länger natürlich, als es Mutter sonst erlaubt —, da ist es noch viel eher möglich, daß Mann und Frau gemeinsam sich den verschiedenen gewerkschaftlichen Dingen widmen.

Erst recht aber die älteren Frauen, die keine Sorge um die Kinder mehr an den Abenden belastet, sollten den gewerkschaftlichen Gedanken mit erhöhter Regsamkeit aufgreifen und durchdenken, denn gerade sie, die erfahreneren, sind vielleicht berufen, viel aufklärendes Hilfswerk zu tun an ihren Töchtern, ihren Söhnen, an jungen Nachbarinnen und kinderreichen Freundinnen, die selbst nicht genug freie Zeit haben, sich diesen oder jenen Vortrag anzuhören oder einer Versammlung beizuwohnen.

Trübe sind die Januartage, aber sie führen mit Naturnotwendigkeit dem Frühling entgegen, dem Licht, der wachsenden Helligkeit. Laßt sie uns auch nützen, aus der trüben Dumpfheit alltäglichen Kleinkramms, alltäglicher Sorgen heraus dem helleren Licht einer klassenbewußten Gesinnung entgegenzuwandern, jeder an seinem Platz. Fruchtbar wird auch der kleinste Kreis, wenn man ihn recht zu pflegen weiß.

Erzieht zum Selbstbewußtsein

Das Selbstbewußtsein ist kein „Ding an sich", es ist eine Eigenschaft, vom Menschen getragen. Teils ist es Erbgut von Vater oder Mutter oder von beiden, teils untersteht es dem Einfluß, den die Umgebung auf den Menschen ausübt. Weil alle Einflüsse am stärksten auf den Menschen einwirken, solange er jung ist, so ist sie zum großen Teil ein Erziehungsergebnis. Wirklich vorhandenes Selbstbewußtsein wird erstickt unter dem Druck und der Enge der Verhältnisse, wird in Seelenkammern eingesperrt, „verdrängt". Es verkümmert, und wenn es sich eines Tages doch ans Tageslicht drängt, dann geht es oft seiner wirklichen Bestimmung verloren. Unsere Kriminalistik weist manchen Fall auf, bei dem verfehltes Selbstbewußtsein die Persönlichkeit auf die schiefe Ebene brachte. Im großen ganzen — zahlenmäßig läßt es sich nicht ausdrücken — sind es alle diejenigen, die in der Jugend bloß immer etwas „auf den Kopf gekriegt" haben, die sich früh schon ducken mußten, deren freie innere Gedankenarbeit überlastet wurde durch Handarbeit. Sie mußten die Sorgen der Eltern teilen, sie mußten sich den zwingenden äußeren Verhältnissen unterordnen. Im Leben fehlt ihnen später das sichere Auftretenkönnen, sie sind leicht in ihrer Entschlußfähigkeit gehemmt. Mit einem knappen Worte: es sind die Proletarier.

Mit diesem Mangel an Selbstbewußtsein rechnet der Unternehmer. Ihm ist nichts angenehmer als der Gedanke, daß die für ihn Arbeitenden sich ihres eigenen Wertes bewußt sind — ihm selbst sind sie jedenfalls nichts weiter als Geschöpfe, deren einzige Daseinsberechtigung nur ihm, dem Unternehmer, gilt, daß sie ihm das Kapital vermehren. Man kann es also auch verstehen, weswegen der Unternehmer Angst vor dem Augenblick hat, in dem der Proletarier zu vollem Selbstbewußtsein erwacht. Er möchte alles verhüten, was dem Arbeiter dazu verhelfen könnte. Diese Angst ist das beste Zeugnis dafür, daß sein Selbstbewußtsein, das er an den Tag legt, ungerechtfertigt ist. Es ist jenes Selbstbewußtsein, das nicht auf eigener Kraft fußt, sondern das ihm anerzogen ist in ungeheurer Zähigkeit.

Fragen wir doch einmal Kindermädchen, Erzieherinnen und Hauslehrer, die in Familien von Fabrikdirektoren die Heranwachsenden „erziehen". Das ist ein Jammer und ein Elend mit den kleinen Tyrannen, die herrschen möchten, dank des Vermögens der Eltern. Sie können sich Frechheiten und Frechheiten erlauben, die ihnen alles andere als gut sind, und das bißchen vorhandene Selbstbewußtsein wächst sich zu Überheblichkeit aus. Bei den Eltern findet solche Angestellte keinen Rückhalt, diese stehen immer den „lieben Kindern" bei. Wenn einem nicht paßt, sich von den „lieben Kinderchen" mit Füßen treten zu lassen, wenn von diesen „bevorzugten" Kindern Gehorsam verlangt — nun, der kann ja gehen. Papa hats ja dazu. Für Geld kann man alles haben, auch Menschen, und es gibt ja so viele, die sich zu diesem Dienst bereit finden.

Wenn wir aber nun erkannt haben, daß das Selbstbewußtsein zum großen Teil Erziehungsergebnis ist, dann müßten alle Erziehungsberechtigten darin ihre Aufgabe sehen. Wir, die wir in der Gegenwart des Kampfes stehen, müssen für unsere Zukunft sorgen, für die Zukunft des jetzt noch jungen Proletariers, daß sein Selbstbewußtsein erstarke! Der Unternehmer ist der größte Feind des gerechtfertigten Selbstbewußtseins; er gönnt dem Arbeiter nicht die Umgebung, die zur freien Entwicklung dient, deshalb muß der Arbeiter mit aller Kraft selbst seinen Kindern solche Entwicklungsmöglichkeiten geben. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister," sagt Goethe. Also muß der Arbeiter, die Arbeiterfrau trotz räumlicher und geldlicher Beschränkung ihren Kindern das zu geben versuchen, was zu innerer Selbstentfaltung nötig ist: gebt ihnen Freiheit des Denkens. Schickt die Kinder nicht in Schulen, die die Gedanken in Schienen laufen läßt. Wählt an Wahltagen diejenigen, deren ernstes Bestreben die Zukunft der Arbeiter und ihrer Kinder, nicht die Zukunft und Machtverstärkung des Kapitals im Auge hat. Die Freiheit ist nichts, das einem in den Schoß fällt, sie muß erkämpft werden!

Wie man es machen soll, Kinder zum rechten Selbstbewußtsein zu bringen? Nehmt sie vor allem als Kinder. Verwechselt nicht erste Regungen des Selbstbewußtseins mit Flegelhaftigkeit. Der Erwachsene vergibt sich nichts, wenn er sich auf die Kinder einstellt. Das heißt nicht etwa, wie es junge Mütter oft tun, in kindischer Weise mit ihnen nur plappern, solange sie klein sind. Wichtiger ist es, sich in ihre Gedankenwelt zu vertiefen, wenn sie selbständig zu denken beginnen. Man muß an ihren Dingen teilnehmen, darf nicht alles der Schule und den Kameraden überlassen wollen. Man muß Sinn für ihre Kameraden und Freunde haben, für ihre Spiele und vor allem für ihren Lesebedarf. Und dennoch muß die Erziehung so sein, daß die Kinder sie gar nicht als solche empfinden. Erziehung heißt nicht gewaltsame Beeinflussung, vielmehr stilles, stützendes Führen. Ein bedeutender Erzieher sagt: „Die beste Erziehung ist gar keine Erziehung." Das soll nichts anderes heißen als: achte das Selbstbewußtsein in deinem Kinde!

Wir brauchen Menschen, selbständig denkende, selbständig handelnde Menschen, die im andern den Bruder sehen. Das Geschick der Völker, die Zukunft der Menschheit ist abhängig von dem Maße, in dem dem jungen Proletariat das Selbstbewußtsein gestärkt wird. Das Selbstbewußtsein ist die einzige Handhabe, die gefährliche Macht des Kapitals zu brechen.

Gebt eurem Kinde Freude!

Sind wir auch arm an Hab und Gut
Und voller Müh und Plagen,
Wir sind doch glücklich, wenn wir nur
Den Mutternamen tragen.

Ein Kind besitzen! Heißt dies nicht:
Mit schwachen Frauenhänden
Des Sterbenmüssens hartes Los
Ins Gegenteil zu wenden?

Ein Kind erziehen! Ist dies nicht
Das höchste Amt auf Erden?
Das Kind, das uns am Herzen ruht,
Wird Zukunftsträger werden.

Drum fort mit all der Bitterkeit,
Den Sorgen um das Heute!
Schenkt eurem Kinde tiefstes Glück,
Gebt eurem Kinde Freude!

Gebt ihm der Liebe reichstes Maß,
Verstehen für sein Denken.
Es wird euch dafür sein Vertraun
Als holdes Kleinod schenken.

Die kleinste Freude, die ihr weckt,
Ein lieber Blick, ein Lachen —
Es wird aus eurem Kind gewiß
Ein Sonnenscheinchen machen.

Ein Sonnenscheinchen für sich selbst —
Für euch in jedem Leide —
Für alle, die es kennenlernt.
Drum gebt den Kindern Freude!

M. Schulz.

Jedem das Seine

Der lebhafte Meinungsaustausch, der für und wider die Frage der Gemeinschaftsküche entstanden ist, bietet zunächst einmal das erfreuliche Ergebnis, daß unsere Frauen mit großer Anteilnahme sich dieser Sache angenommen haben. Und es ist zu erwarten, daß die gleiche Anteilnahme, die diesmal eine rein fraulich Angelegenheit aufzuhalten imstande war, sich auch auf alle anderen in der Metallarbeiter-Zeitung angeschnittenen Fragen erstrecken wird. Denn welche Frau immer unsere Zeitung in die Hand nimmt, sie wird in jeder Nummer etwas anderes, besonders für sie vielleicht Wissenswertes finden.

Zur Gemeinschaftsküche nun haben wir verschiedene Zuschriften erhalten, daß zunächst einmal festzustellen ist:

Die erwerbstätige Frau begrüßt die Gemeinschaftsküche als wichtige Einrichtung zu ihrer eigenen Entlastung. — Die nicht erwerbstätige Frau wendet sich in den meisten Fällen dagegen, weil sie glaubt, ein wichtiges Familienband zerrissen oder zum mindesten gelockert zu sehen, wenn die Familienglieder nicht ihre Nahrung in des Wortes einzelnster Bedeutung von der Hand der Hausfrau und Mutter erhalten.

Diejenige Hausfrau, die, bei aller Schwere der Zeit, das ruhige Bewußtsein haben kann, daß die zur Verfügung stehenden Mittel für die Haushaltführung es gestatten, daß sie sich und ihre Kraft ausschließlich der Haushaltführung und der Sorge für die Familienglieder widmen kann, wird immer der Überzeugung sein, daß für ihren besonderen Fall es niemand so richtig, so gut und so zweckentsprechend zu kochen, zu waschen usw. versteht, als sie selber — das heißt, solange sie dazu imstande ist!

Aber die gesundeste Frau, die tüchtigste Schafferin im Haushalt kann durch Krankheit, durch unvorhergesehene Zufälle usw. einmal auf kürzere oder längere Zeit gezwungen sein, fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. Wenn Mann und Kinder sich mit ihren persönlichen Bedürfnissen dann noch so sehr einschränken, es bleibt doch das Kochen und das Waschen übrig. Wie angenehm wäre es schließlich, zu wissen, daß in einem solchen Notfalle eine Organisation besteht, die ohne allzu große Kosten uns aus der Verlegenheit hilft. Diese Organisation wäre die Einrichtung der Gemeinschaftsküche und — wie eine Hausfrau letzthin sehr richtig anregte — auch einer Gemeinschaftswäscherei.

Schließlich aber könnte noch der Fall eintreten, daß — in den warmen Monaten beispielsweise, wo man nicht gezwungen ist, in der Küche zu heizen — auch die nur ihrem Haushalt lebende Hausfrau sehr damit einverstanden wäre, wenn sie das Kochen und die Küchenarbeit etwas vereinfachen könnte und nicht allzulange am heißen Ofen zu stehen brauchte. Ich denke hierbei an die durch die Gemeinschaftsküche geschaffene Möglichkeit, dort ein gutes, gar gekochtes Stück Fleisch nebst Fleischbrühe zur weiteren Verarbeitung im eigenen Topf kaufen zu können, eben irgend ein Halbfertigprodukt, das sich jeder dann nach seinem eigenen Geschmack daheim würzt und tischfertig macht. Die Frage, dies mit Konserven zu tun, ist immer noch nicht restlos gelöst.

Alles in allem genommen, es spricht sehr viel für die Gemeinschaftsküche und es wäre daher wohl an der Zeit, die praktische Durchführung der Sache ins Auge zu fassen.

Es bleibt hier zu entscheiden, ob etwa durch die Konsumvereine oder die Gewerkschaftsstellen der einzelnen Städte und Ortschaften dieses Gemeinschaftsküchenwesen zu organisieren sei oder ob sich jeweils — ganz nach eigenem Gutdünken — mehrere Familien zusammentun und diese Gemeinschaftsküche in kleineren Zirkeln zu betreiben wäre.

Das Ideal wäre ja ein modernerer Wohnungsbau, jede Wohnung mit kleiner Eigenküche, für jedes Haus ein großer Küchenraum für die Gemeinschaftsküche für die betreffenden Hauseinwohner. Das Kochen besorgen reihum die Hausfrauen der Mietparteien, die nicht erwerbstätig sind. Die Hausfrau, die in der betreffenden Woche Küchendienst hat, bekommt dafür eine Entschädigung aus der Gemeinschaftskasse, wenn man nicht zu dem einfacheren Modus übergehen will, daß die betreffende Hausfrau jeweils für sich und ihre Familie kostenlos für eine Woche verköstigt ist.

Das wäre also das Ideal, aber es setzt eben die Verwirklichung der Ideale im allgemeinen voraus, und dann noch das eine, daß „alle Hausbewohner einig und friedlich nebeneinander wohnen" — und soweit sind wir eben noch nicht.

Nachdem aber erwiesen ist, daß die Gemeinschaftsküche ein Segen wäre, und da ja diejenigen, die nicht wollen, der Sache nicht beizutreten gezwungen sind, so wäre wohl der Zeitpunkt da, Vorschläge für die Inswerksetzung, für die Verwirklichung der Idee zu machen.

Meha.

*

Schlußbemerkung der Schriftleitung. Nachdem nun in Sachen der Gemeinschaftsküche das Für und Wider ausgiebig erörtert worden ist, wollen wir die Aussprache vorderhand schließen. Für die Verwirklichung der Gemeinschaftsküche sind die örtlichen Verhältnisse ausschlaggebend. Es sollten sich darum die Frauen, denen die Sache am Herzen liegt, mit unserer (gewerkschaftlichen oder politischen) Frauenorganisation ihres Ortes ins Benehmen setzen oder in ihrem sozialdemokratischen Blatte gleichgesinnte Genossinnen zusammenrufen, um die Gemeinschaftsküche zu erörtern und ins Werk zu setzen.

*

Kleine Hinweise für die Ehefrau

Zeige deinem Manne niemals ein mürrisches Gesicht!

Klage ihm niemals die kleinen Ärgernisse, die du am Tage gehabt hast! (zum Beispiel, daß das Kind unartig gewesen ist, oder daß du mit deiner Nachbarin in ein nichtssagendes Wortgeplänkel geraten warst).

Jammere nicht, daß alles so teuer ist und das Wirtschaftsgeld nicht ausreicht (dein Mann weiß das auch, und wenn du ihm das vorhältst, so erblickt er darin einen Vorwurf, daß er so wenig verdient).

Verleihe eurer Wohnung ein freundliches Aussehen! Räume sie stets gut auf und halte sie sauber!

Veranstalte aber nicht jeden Tag Großreinemachen, und stehe auch nicht den ganzen Tag am Herd! (Dein Mann liebt das nicht.)

Sei deinem Manne ein guter Gesellschafter!

Sei aufrichtig zu ihm in allen Dingen! Teile mit ihm Leid und Freude!

Zanke nicht mit ihm wegen Nichtigkeiten! (Der Klügere gibt nach.)

Langweile dich nicht, wenn dein Mann von Dingen spricht, für die du wenig Interesse hast, sondern versuche, in seine Gedankenwelt einzudringen und ihn zu verstehen!

Sei ihm nicht nur Weib, sondern auch Freund und Berater!

Wenn du, liebe Ehefrau, diese kleinen Hinweise beherzigst, so wird sich deine Ehe viel inniger gestalten. Dein Mann wird sich sehnen nach seinem Heim und nach deiner Gesellschaft.

Eine Frau schrieb mir einmal: „Glücklich ist der Mensch nie. Er kommt höchstens mal zum Atemholen, damit er den nächsten Schicksalsschlag aushält."

Und so wollen wir uns denn die Ehe so harmonisch wie möglich gestalten, um uns in ihr stärken zu können für herbe Schicksalsschläge, die jeden Augenblick über uns hereinbrechen können.

*

Nur ein Streichhölzchen

Jüngst fuhr ich mit der Eisenbahn; mir schräg gegenüber sitzt ein Arbeiter. Im gleichen Augenblick, da ich mir eine Zigarette anzünde, macht mein Gegenüber dasselbe. Er hätte mich um etwas Feuer bitten können, er sah mich auch daraufhin an, aber — er tat es nicht!

Wenn 12 Millionen Arbeiter in Deutschland an jedem Tage im Jahr nur einmal so eine kleine Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen, werden täglich 6 Millionen Streichhölzer zuviel verbraucht. Es mögen in jeder Schachtel etwa 60 Stück enthalten sein. Das sind täglich 100 000 Streichholzschachteln je 3 ₰ oder rund 3000 ℳ. Das macht im ganzen Jahre über eine Million Mark aus. Sollte man das glauben? Eine so kleine selbstverständliche Hilfeleistung könnte der deutschen Arbeiterschaft jährlich eine Summe von über 1 Million Mark ersparen oder — im gegenteiligen Fall — unnütz ausgeben lassen.

Was soll diese kleine Erzählung? Durch die erwähnte geringschätzige Gefälligkeit sollte gezeigt werden, wie durch gegenseitige Hilfeleistung Geld erspart werden kann. Wieviel mehr könnte gespart werden, wenn immer und überall der eine Arbeiter dem andern hilfreich, das heißt solidarisch zur Seite stände! Wer rechnet einmal aus, wieviel hundert Millionen Mark das jährlich werden würden? Wer denkt einmal darüber nach, welches gute Verhältnis unter der Arbeiterschaft entstehen würde, wenn die gegenseitige Hilfeleistung zum hervorstechenden Merkmal der Arbeiterschaft würde?

*

Frau und Dienstmädchen

Eine reiche Frau klagte eines Tages einem bekannten Bischof, daß ihre Dienstboten eine besondere Gleichgültigkeit für ihr Schicksal im Jenseits zeigten.

„Ich glaube, es ist ihnen ganz gleich, ob sie in den Himmel kommen oder nicht", meinte sie.

„Sie haben ihnen doch versichert, daß Sie ins Paradies zu kommen hoffen?", fragte der Bischof.

„Natürlich."

„Und meinen Sie nicht, daß das der Grund für ihre Gleichgültigkeit ist?"

Mein Neffe – der Detektiv

Von Kurt Offenburg

Mein Neffe Philipp ist ein hoffnungsvoller junger Mann. Er hat einen wachen Geist. Allzuwach — wie seine arme Mutter mir immer wieder klagt, die dem Sturm und Drang seiner Tatenlust keineswegs gewachsen ist. Bis neulich (nur mit allerlei Hemmungen hat er sich in der Schule durchgesetzt) war er nur der Schrecken sämtlicher Obstbäume, Katzen und Automobilgaragen in der Nachbarschaft. Seit kurzem aber hat er mit dem Blick des Feldherrn ein ausdehnungsfähigeres Betätigungsfeld für seine Unternehmungen entdeckt. Unser Philipp liest! Seine Mutter, die es nicht lassen kann, in ihrem einzigen Jungen etwas Überragendes, eine Kreuzung zwischen Goethe und Napoleon zu wittern und die sich niemals daran gewöhnen kann, daß er nur ein Lausbub ist (und bleiben wird), teilte mir dies Ereignis neulich unter tiefen Hoffnungsseufzern mit.

Aber — aber, auch Philipps neuer Hang zum Lesen hat sich als gefährlich erwiesen. Mein Neffe liest — Detektivgeschichten: Sherlock Holmes, Frank Heller usw., ungerechnet die dunklen Geschichten, die er uns nicht zeigt und deren Inhalt wahrscheinlich am aufregendsten ist. Wenn ich heimkomme und der Tisch schon gedeckt ist, erscheint er, das Buch unter den Arm geklemmt, steht mit aufgestemmten Ellbogen, die Zeigefinger in die Ohren gestopft, mit glührotem Kopf am Buffet und liest. Beim Essen starrt er mit seinen blitzblauen Bubenaugen abwesend und gedankenschwer in weite Fernen.

Ich sagte gleich meiner Schwester, daß er schon einen Weg finden werde, aus seiner Leserei Nutzen zu ziehen. So natürlich, daß wir die Kosten zu tragen haben werden. Und so kam es.

Das erste Meisterstück des Lehrjungen Philipp passierte auf dem Jahrmarkt. Ich traf ihn dort. Der Bub trieb sich allein mit einer stillen Geschäftigkeit herum, die schon nichts Gutes verhieß. Dann, als ich ihn allein ließ, geschah folgendes: Philipp blieb bis zuletzt und erwischte auch richtig, als die Kaufbuden schon geschlossen waren, einen kleinen, krummen Mann, der sich zwischen der Leinwand durch in eine Bude schlich und mit einer eleganten Damenhandtasche wieder herauskam, die er einem schon wartenden Mädchen geheimnisvoll zusteckte. Philipp in seinem heftig bewegten Entdeckungsdrang roch sofort den Kriminalfall. Da seine Bubenkräfte nicht ausreichten, den Krummbeinigen zu halten, schrie er mit den grellsten Tönen seiner mutierenden Stimme: „Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!", bis eine dicke Frau aus einem gelben Wohnwagen hinter der Bude hervorstürzte und den Dieb als ihren Mann, den Besitzer der Bude, erkannte, der sich auf solch heimlichen Wegen aus seinem eigenen Laden nur ein galantes Geschenk für das junge Mädchen geholt hatte. Die Folgen waren schrecklicher, als wenn die Polizei den Armen gefaßt hätte: es regnete Schimpfworte vom stärksten Kaliber, und da die Wagendame gegen das rotbäckige Mädchen tätlich vorzugehen begann und auch Philipp in ihr wenig wohlwollendes Geschwätz einbezog, ergriff das Mädchen das Hasenpanier und Philipp ließ eben alles seine geheimpolizeiliche Aufgabe im Stich und rannte weg, so rasch wie ihn die Füße tragen konnten.

Dieser Mißerfolg kühlte den Jungen nur vorübergehend ab. Philipp spinnisierte und suchte nach Geheimnissen, statt seine Schulaufgaben zu machen, um in der Lehre vorwärts zu kommen.

Gestern, als ich nach Hause kam, fand ich meine Schwester in Tränen. Philipps Erfindungsgeist hat sich inzwischen so betätigt, daß sie Krach mit der ganzen Nachbarschaft hat, weil der Junge überall als Horchposten überraschend hinter allen Türen steht, mit Blendspiegeln arbeitet und Mehl streut, um Fußspuren festzuhalten. Heute war sogar ein Schutzmann da und hat sich nach Philipps Namen erkundigt. Meine arme Schwester vermutet gräßliche Dinge.

Da aufhin entspann sich zwischen dem Jungen und mir folgendes Gespräch: „Sag, was hast du dir eigentlich gedacht?" Philipp stottert: „Am Sonntag ... ich habe mir gar nichts gedacht. Es war auch eine finstere Geschichte. Die Polizei hat es nur nicht zugeben wollen."

„Also erzähle." — Und Philipp berichtet unter häufigem und tiefem Atemholen und mich unschuldig anstarrend dieses Begebnis: Er stand am Sonntagnachmittag (wahrscheinlich nach Ausgaben für seinen Spürsinn ausspähend) am Fenster. Da sieht er, daß im verschlossenen Magazin gegenüber der herabgelassene Rolladen etwas in die Höhe gezogen wird. Mein Philipp schöpft Verdacht. Er pirscht sich, Erinnerung an Indianerstrategie, mit einem Opernglas bewaffnet, in den Hausflur. Lauscht am Schlüsselloch der hinteren Eingangstür.

Ich frage: „Mit dem Operngucker?"

„Ach was!"

Den hat er nur so mitgenommen, eben so ...

„Ja und dann?"

Dann hörte er Geräusche.

„Der Inhaber des Geschäftes wird dagewesen sein", sage ich.

Philipp schwört: „Nein!"

Er wartet eine Stunde lang, dann verlegt er sein Beobachtungsfeld nach der Straße.

„Und dann?"

Nach einer weiteren Stunde geschah das Merkwürdige: Eine viel zu schick gekleidete junge Dame verließ das Haus. Mit Perlenohringen und roten Schuhen.

Ich: „Die Dame wohnt gewiß im Haus."

„Ach was! Da sind nur Dreizimmerwohnungen. Das war die Einbrecherin!" sagt Philipp mit Bestimmtheit.

„Hatte sie ein Paket?"

„Nein — Paket hatte sie keines. Das hatten ihre Helfershelfer. Aber sie hatte ein böses Gewissen!"

„Woher willst du das wissen?"

„So?" sagt Philipp, „ich ging hinter ihr her. Sie war ganz unruhig, ging einmal auf die eine Seite der Straße und dann wieder auf die andere und sah sich immerzu um."

„Du wirst ihr peinlich geworden sein."

„Ja — ich ging einmal dicht zu ihr hin und sah sie fest an. Da wurde sie ganz rot und sagte: Geh weg, du Bengel!"

„Das hätte ich auch gesagt. Na und dann?"

„Und dann ging sie in den ‚König Wilhelm'."

„In das allerfeinste Hotel der Stadt. Was soll denn die Einbrecherin dort?"

„Verstehst du denn nicht, Onkel? Sie ist eine elegante Dame und kommt aus einem gewöhnlichen Haus und geht in ein so feines Hotel. Da stimmt etwas nicht."

„Und du?" (Mir schien es auch, als ob da etwas nicht stimmte.)

„Ich ging ihr nach, daß sie es merkte und sah nur mit dem Opernglas nach ihr. Dann ging ich ins Hotel und da saß ein Herr, und auf den ging sie los, und dann ging sie gleich in den Saal und sah sich immerzu um. Das war der Helfershelfer."

„So?"

„Ich ging zum Portier, frug, wie die Dame hieße. Der wollte es nicht sagen. Vielleicht war er auch im Komplott."

„Meinst du?"

„Ja! Absolut! Dann ging ich hinaus und kletterte über die Gartenmauer und stellte mich auf eine Bank, daß ich in den Speisesaal sehen konnte. Da saßen sie in einer ganz dunklen Ecke. Der Herr hatte ein Etui in der Hand, darin glänzte etwas Brillantenes. Das hatte sie gestohlen!"

„In dem Magazin?"

„Da natürlich in dem Magazin."

„Aber, mein lieber Philipp, das ist doch ein Bettwarengeschäft und kein Juwelierladen."

„Ja — dort hatten sie es versteckt, weil es da niemand sucht."

„Sage mir, mein Junge, wieso bestellt man deinen Onkel und Vormund auf das Polizeiamt in Angelegenheiten des Lehrlings Philipp X?"

Philipp sprudelt: „Da hat sich diesmal sicher etwas herausgestellt und sie wollen es mir nicht sagen, weil ich nur ein Lehrling bin. — Ich habe nämlich sofort an die Polizei telephoniert, daß ich ein Verbrechen entdeckt habe und sie sollten schnellstens einen Schutzmann schicken."

„Und sie haben einen Schutzmann geschickt?"

„Natürlich! Ich habe gesagt, daß sie die Dame festnehmen sollten, denn sie habe ein Verbrechen begangen; und sagte noch, daß sie Angst hätte ..."

„Und?"

„Da ging der Schutzmann hinein und wollte nach ihrem Namen fragen."

„Und dann?"

„Kam er heraus und sagte: ‚Das ist eine ganz feine Dame.' Ihren Namen wollte er auch nicht nennen. Und er frug mich, was sie gemacht habe. Zum Trotz habe ich ihm dann auch nicht gesagt, daß sie eingebrochen haben."

Philipp kam wieder ins Schluchzen: „Jetzt bestellen sie dich, Onkel, auf die Polizei, weil ich das Verbrechen nicht erzählt habe."

Die Sache schien mir dunkel.

Andern Tages kam ich auf das Polizeiamt unserer kleinen Stadt. Einer kennt da den anderen. Ich wurde zum Kommissar geführt.

„Mein lieber Doktor, könnten Sie Ihren Neffen nicht von seiner Detektivtätigkeit abhalten? Es wird zu brenzlig für uns. Wissen Sie, einer der größten Fabrikanten unserer Gegend — verheirateter Mann, man kennt das ja — hat sich mit einer jungen Dame, die hier irgendwo bei ihren Eltern wohnt, zu einem kleinen Souper getroffen. Wir haben uns da hineingemischt, dank Ihrem Herrn Neffen. Die Hoteldirektion war gezwungen, Konsequenzen zu ziehen. Die Dame hatte ihren Namen nicht ganz einwandfrei eingetragen. Ein angesehener älterer Herr, ein Beamter natürlich. Es war uns allen sehr peinlich."

Ich schüttelte dem Kommissar kondolierend und entschuldigend die Hand. „Ja — mein Neffe hat eine Nase für dunkle Angelegenheiten."

Ich habe ihm nun das Lesen von Detektivgeschichten ernstlich verboten. Eher soll er Äpfel stehlen, damit zerstört er wenigstens nicht das deutsche Familienleben.

Lokomotive

Der Staub von unbegrenzten Fernen spielt um deine Räder;
Ein winzig Korn, das irgendwie und wo in deine Spur sich fand,
Wirft mir das Sehnen nach der Weite glühend ins Getäfer.
Bringt Gruß von im Gelage meiner Träume mir vertrautem Land.

Mein Auge zittert leicht über das kalte, blanke Eisen,
Mit sanften Fingern kos' ich Achse, Kreuzkopf, Gleitbahn und Ventil;
Mit dir Maschine, deinem Räderkranz will ich verschweißen,
Mit Kolben, Dampf und Feder mich und meiner Sehnsucht Ziel.

Ich werde mit dir im Orkan ins Ungemessne rasen,
O Hab gebundner Stätte, die mich selber stählern bindend hält —
O aufgerissnes Land, wo Enge wir und Wiederkehr vergaßen —
Mein Herz jagt mit Maschinen zischend, brausend in die Welt.

Ernst Barkow.

„Wieviel Frauen hatte Napoleon?"

oder die Gewerbelehrer-Aufnahmeprüfung

Es war einmal ein Prolet ..., der wollte Gewerbelehrer werden. Aber er bedachte nicht, daß in Deutschland solche Berufe nur Leuten offen bleiben, deren bemittelte Väter die Ausbildung ihrer Söhne fördern können. Zwar heißt es im Programm der staatlichen Ausbildungsstätte für Gewerbelehrer, Köln, es werde mehr Wert auf gesammelte Lebenswerte und Urteilsfähigkeit bei der Aufnahmeprüfung gelegt, als auf formales Wissen. Doch ist der Hergang bei der Prüfung, wie unten zu sehen, ein anderer.

Waren da 280 junge Leute Anfang Oktober 1927 zur Aufnahmeprüfung bestellt, vor denen der Leiter des Seminars, ein Oberregierungs- und Obergewerbeschulrat eine Ansprache hielt. Die Konkurrenz sei sehr groß und die Prüfung streng, nur 150 werden zum Besuch des Seminars zugelassen. Der Gebrauch unlauterer Mittel sei verboten, wer nicht bestehe, der begrabe seine Gewerbelehrerhoffnungen und suche sich einen anderen Lebensweg. Die Prüfungskommission stelle ich vor: der Herr Professor, der Herr Oberstudienrat, die Herren Studienräte, alle von der höheren Maschinenbauschule in Köln. Die Prüflinge gliedern sich in folgende Gruppen: Diplom-Ingenieure, höhere Maschinenbauschüler mit Abschlußprüfung, solche ohne Prüfung, Lehrer, Maschinenbauschüler mit fünf Semestern, solche mit vier Semestern und Meister.

Dazwischen saß dann der Prolet, biß seine Zähne zusammen, dachte an zehn Jahre Betrieb, an Dreck und Schweiß, an Kälte und Hitze. Er wußte, nun war es alle; der Beruf, zu dem er sich berufen fühlte, für den er lange Jahre schwere Arbeit an Abenden und Sonntagen geleistet hatte, er wurde ihm hier entrissen. Warum er da nicht nach Hause fuhr? Weil er jung war, Hoffnung in sich trug und im Programm der Aufnahme etwas von gesammelten Lebenswerten geschrieben war. Wenn der Mann der Arbeit, der sich im Schmutz kapitalistischen Profits seinen Unterhalt schaffte, keine Lebenswerte sammeln konnte, wo sollten sie denn sonst aufzutreiben sein?

Die Prüfung zog dann, wie angekündigt, dahin. Immer sachlich und formal, ganz im Geiste wilhelminischer Tradition, neuer Geist total abhanden gekommen. Wiederbringer hohe Belohnung. Neben den technischen Fächern und dem Aufsatz war auch eine Stunde für Geschichte und Geographie angesetzt.

Jetzt würde es wohl kommen — Prüfung auf gesammelte Lebenswerte und Urteilsfähigkeit hin —, gab es doch neue und neueste Geschichte, Volkswirtschaft und Wirtschaftsgeographie. Doch keine Spur davon!

„Erzählen Sie mal über die französische Revolution."

Der Prolet stand auf und erzählte. Kaum ein Wort der prüfenden Studienräte, nur Kopfnicken und gelegentliches Berichten.

„Was wissen Sie von Napoleon?" Der Prolet berichtete.

„Wieviel Frauen hatte Napoleon?"

Der Prolet schüttelte den Kopf, sein kleines Gehirn verstand eben die Beziehungen zwischen Gewerbelehreraufnahme und Napoleons Frauen nicht!

„Wissen Sie, daß die erste Frau eine große Mitgift in die Ehe brachte? Wissen Sie, daß seine erste Frau ihn eigentlich zu dem machte, was er geworden ist?"

Der Prolet schüttelte wieder den Kopf und jetzt mußte er eigentlich wissen, daß er ein dummer Karl war, denn er hatte zweimal den Kopf geschüttelt. In Geographie wußte der Prolet sogar, wo die Falklandsinseln liegen, und das war „Schwein" und nicht ein Ergebnis geistiger Arbeit.

Dann fuhr der Prolet nach Hause und wartete 20 Tage auf den Ergebnisbescheid, der lakonisch lautete: Nach dem Ergebnis der Aufnahmeprüfung können Sie nicht in das Gewerbelehrerseminar aufgenommen werden. So geschehen im Oktober 1927.

Gewiß, der Prolet hätte die Zeichen der Zeit würdigen müssen. Sagte doch ein Dozent dieser Ausbildungsstätte einen Monat vorher in seiner Gegenwart, daß dieses Mal sehr streng geprüft würde, höchstwahrscheinlich sogar Abitur verlangt werde. Die Studienräte der Maschinenbau- und Baugewerkschulen wiesen ihre Hörer, die stellenlos waren, vor Abgang von der Schule auf das Gewerbelehrerseminar hin. So gewichtige Zeichen hätte er nicht übersehen dürfen.

Über die Aufnahmeprüfung werden nun in Kürze Zahlen veröffentlicht. Das geschieht so: Von den Praktikanten haben bestanden: sagen wir rund 60 vH. Dann werden aber zu dieser Hundertzahl nicht nur die Meister, sondern der größte Teil der oben angegebenen Prüflinge gezählt. Das ergibt insofern ein schiefes Bild, als die Zahl der nicht Aufgenommenen, der weniger „Gebildeten" wirklich 100 vH sein wird.

Hier steckt der Fehler in dieser Ordnung, hier hat das Proletariat die Frage zu stellen: Wessen Händen liefern wir unsere Jugend aus? Man gibt der Entwicklung gewaltsam den Schub zur akademischen Bildung der Gewerbelehrer hin. Für berufene Teile des Proletariats werden die Wege zum Gewerbelehrerberuf der hohen Kosten einer Hochschulbildung wegen versperrt. Unsere arbeitende Jugend, es sind die 14- bis 17jährigen und unser bester Teil, aber wird in den Berufsschulen Lehrern ausgeliefert, die in den seltensten Fällen ihrer seelischen Einstellung gerecht werden können.

W. Sch. D.

Trampfahrt von Polen zum Rhein

In Hamm, dem östlichen Einfallstor des Ruhrgebietes, hat man vor einigen Tagen unter dem Expreßzug, der täglich von Warschau nach Paris fährt, einen polnischen Arbeiter hervorgezogen, der es sich auf dem Gaskessel bequem gemacht hatte.

Der Mann, der steifgefroren war, hatte auf diesem Platz die Reise von der polnischen Grenze bis Hamm ungefährdet überstanden. Sein Ziel war Köln. Zwei Stunden noch, die gegen die zwanzig, die er hinter sich hatte, nichts bedeuteten, und er wäre am Ziel gewesen. Da erreichte ihn das Schicksal. Nicht die unerbittlich mahlenden Räder, die keinen Fußbreit von seinem Platz in rasendem Tempo sich drehten und die jede Regung seines nach Befreiung aus dieser unbequemen Lage sich sehnenden Körpers unerbittlich wie das Reichsgericht mit dem Tode bestraft hätten, machten seiner Fahrt ein Ende, sondern irgendein pflichteifriger Beamter, der vielleicht für das Leben dieses blinden Passagiers fürchtete oder auch nur daran dachte, daß es laut Paragraph soundsoviel verboten ist, sich auf den Puffern, Trittbrettern oder dem Fahrgestell aufzuhalten, der aber ganz bestimmt nicht auf den Gedanken kam, daß es Menschen gibt, die wohl mit der Eisenbahn fort möchten oder müssen, ohne in der Lage zu sein, eine Fahrkarte zu kaufen, zerrte den Waghalsigen in das Licht eines grausamen Tages.

Es ist nicht bekannt geworden, was mit dem Manne geschehen ist. Wahrscheinlich hat man ihm eine Fahrkarte gegeben, auf der er zurückfahren kann. 20 Stunden im D-Zug und mit der Verpflichtung, nach diesen Stunden auf der Grenzstation sich zu melden. Wahrscheinlicher hat man ihm einen Beamten mitgegeben, der darüber wacht, daß er bestimmt zurück an seine polnische Grenze fährt. Man wird auch für den Begleiter eine Fahrkarte ausstellen und ihm Spesen gewähren. Man wird weiter viele Bogen Papier zu Akten verwandeln, vielleicht sogar einen Lokaltermin ansetzen in dem zu erwartenden Betrugsprozeß der Eisenbahn gegen diesen unerwünschten Reisenden. Nur eine Fahrkarte nach Köln, die es dem Unglücklichen ermöglicht hätte, sein Ziel, dem er so nahe war und für das er so viel geopfert hatte, bequem zu erreichen, gewissermaßen als Belohnung für die lange Qual, die er von Polen bis Hamm erduldete, wird man ihm nicht gegeben haben; denn das hieße einem Betrüger Vorschub leisten. Und sowas ist schlimmer als der Betrug selbst. Und ein Betrug lag ja vor. Vielleicht sogar ein Paßvergehen.

Für beides wird er seine Strafe erhalten. Das ist gewiß. Wohin auch sollte es führen, wenn solche Existenzen straffrei bleiben? Wir würden ja in kurzer Zeit auf unsern so sorgfältig bewachten Bahnhöfen die gleichen Zustände haben, wie sie uns Rosen, Heye und London von den Bahnhöfen im Westen Amerikas schildern. Abenteurer würden die deutsche Reichsbahn benutzen, um billig durch Europa zu reisen. Wo käme die deutsche Wirtschaft hin, wenn die polnischen und ruthenischen Arbeiter, die man mit vieler Mühe in die westlichen Industriegebiete geholt hat, sobald ihnen die Arbeit nicht mehr schmeckt oder sie sich benachteiligt glauben, auf dem Fahrgestell eines D-Zuges ohne Fahrkarte in die Heimat zurückfahren könnten?

Das darf nicht einreißen. Und so wird der Mann wohl ins Gefängnis kommen.

Mag aber auch sein, daß man sich damit begnügt, den Mann abzuschieben. Da aber ein Mann, der solches gewagt hat, um sein Ziel zu erreichen, so leicht nicht nachgibt, wird er den Versuch, der ihm einmal schon zu neun Zehntel gelang, sicher wiederholen. Und wird klüger sein als dieses Mal. Und wenn er dann wieder durch das Land saust, unter sich den vorbeirasenden Schotter und die glänzenden Schienen, neben sich den rasenden Tod malmender Räder und im Herzen die ewig wiederkehrende Versuchung, sich loszulassen und ein Ende zu machen, während über ihm ein Abteil erster Klasse vergeblich auf einen Fahrgast wartet, der in seinen weichen Polstern sich dehnt und räkelt, weil, wer diesen Platz bezahlen könnte, bequemer und schneller mit dem Flugzeug fährt, wird ihm vielleicht auch der Gedanke kommen, wie kurios doch diese Welt ist und daß es Zeit wird, sie von Grund auf zu ändern. Ja, daß es Zeit dazu wird, ehe auch in Deutschland die Leute sich damit abfinden, daß heimatlose Tramps als ständige Fahrgäste unter unseren Zügen fahren und zugrunde gehen.

Erich Grisar.

Endlich!

Diesen Wollustschrei eines liebeszappeligen Jünglings stößt ein alter Bock in der Deutschen Arbeitgeber-Zeitung aus. Warum? Man höre:

In Frankfurt a. M. muß die Krankenkasse aus ihren vollständig ungenügenden Betriebsräumen heraus und ist genötigt, einen eigenen Bau zu erstellen. Wie natürlich jeder normale Mensch erwartet, wird ein neues Gebäude zeitgemäß ausgeführt und mit den nötigsten, seither aber fehlenden Einrichtungen ausgestattet. Ein reaktionäres Versicherungsamt als Aufsichtsbehörde hat aber am Bauplan Abstriche vorgenommen, so wurde verlangt, einige Räume kleiner zu machen und dann die im Keller der Krankenkasse vorgesehenen Badeeinrichtungen ganz zu streichen.

Das also war es, was einem Unternehmerjammerlappen den Wollustschrei „Endlich!" abpreßte. Endlich hatte sich eine rückständige Gesellschaft gefunden, die die Großstadtarbeiterschaft um eine notwendige Einrichtung, nämlich ein Bad, betrog und dies noch unter dem faden Vorwand von Geldeinsparungen. Dieser Streich hat dem Unternehmerknecht so gefallen, daß er am Schluß lobhudelt: Mögen sich die anderen Aufsichtsbehörden hieran ein Beispiel nehmen!

Daß eine rückständige Behörde den Unternehmerwünschen Rechnung trägt, dies wird die Arbeiterschaft durch die nächsten Wahlen zu verhüten wissen.

Der Einzelne im Wirtschaftskampf nichts!

In einem Neujahrsaufsatz in der „Handwerks-Zeitung" hämmert der Präsident der Berliner Handwerkskammer seinen Kollegen die Notwendigkeit der Organisation mit folgenden Worten ein:

„Über die Bedeutung der Organisation im allgemeinen ein Wort zu sagen, erscheint eigentlich überflüssig in einer Zeit der Wirtschaftskämpfe, in der der einzelne Mensch, auf sich selbst gestellt, überhaupt keine Rolle spielt ... Wer das angesichts der gegen das Handwerk anstürmenden Mächte nicht versteht, dem ist nicht zu helfen. Glücklicherweise ist die Zahl dieser Unmündigen im Geist nicht allzu groß, aber da sie oft den Mangel an Verständnis durch starke Lungenkraft und kräftige Ellenbogen ersetzen, finden sie hier und da noch Gläubige und Helfer. Wir werden auch im kommenden Jahre alle Kräfte brauchen, um uns zu behaupten und durchzusetzen, und werden uns deshalb immer wieder bewußt werden müssen, daß nur äußere und innere Geschlossenheit uns helfen kann."

Was hier gesagt wird, trifft Wort für Wort auch für die Arbeiter zu; denn sie stehen als einzelne noch schutzloser da als die Handwerksmeister. Der einzelne Mensch ist im Wirtschaftskampf nichts, vereinigt mit seinesgleichen alles!

Verbandsleben

Wie den Versammlungsbesuch bessern?

I.

Kritische Betrachtung der Vorschläge

F. K. In acht Nummern der MZ ist der ungenügende Besuch unserer Versammlungen erörtert worden. Aus der Erörterung geht hervor, daß von dem Übel nicht nur die Gewerkschaften heimgesucht sind, sondern auch die anderen Teile der Arbeiterbewegung. Dies ist besonders beklagenswert in einer Zeit, wo die tätige Anteilnahme aller Genossen höchstes Gebot ist. Wie immer man über die nächste Zukunft denken mag — wer über den grauen Dunst des Werkeltages sich zu erheben vermag, der sieht neue Gelegenheiten zu großem Handeln kommen. Und unsere politischen wie wirtschaftlichen Reaktionäre bemühen sich, wie einst die monarchische Sippe, mit unbezahlbarem Eifer, den Weg zwischen uns und den genannten Gelegenheiten zu verkürzen. Sollen die Stunden des Handelns nicht wieder verpaßt oder durch Unreifsein unbenutzt bleiben, dann muß der Kreis der verstehenden und tätigen Genossen beträchtlich verbreitert werden.

Aber ganz abgesehen von den großen Gelegenheiten. Auch der tagtägliche Kleinkrieg um mehr Brot und Freizeit würde sicherlich noch viel erfolgreicher sein, wenn viel mehr, wenn alle Mitglieder die gewerkschaftlichen Leitungen nachdrücklich unterstützten. Die eifrigste Ortsverwaltung muß erlahmen und ihre Anstrengung kann nur halb erfolgreich sein, wenn es die Masse der Mitglieder an eifriger Mitarbeit fehlen läßt. Ein wichtiger Gradmesser für die Mitarbeit ist der Versammlungsbesuch. In den Versammlungen wird Aufklärung verbreitet, werden Maßnahmen besprochen und die Handlungen beschlossen. Hier ist au.. der Ort, wo sich das gewerkschaftliche Verständnis, der Tatwille und die Opferwilligkeit der Kollegen offenbart. Daher Grund in Fülle, für die Stärkung des Versammlungsbesuches zu sorgen.

Über die Art, wie das zu geschehen hat, gehen die Meinungen, begreiflicherweise, auseinander. Die Teilnehmer an unserer Aussprache halten, je nach ihrer örtlichen Erfahrung, diesen oder jenen Mangel für die Ursache des Übels. Dabei wird zuweilen auch die Ursache mit der Wirkung verwechselt. Dies scheint mit der **Geldnot** der Fall. Es will mich bedünken, daß die Geldnot weniger Ursache als Folge des schlechten Versammlungsbesuches sei. Denn die schlechte Bezahlung entspringt ja in nicht geringem Maße gerade der zahlenmäßigen Schwäche der Gewerkschaft und der Lässigkeit eines großen Teiles ihrer Mitglieder. Die Not würde sicherlich eher behoben sein, kämen alle Mitglieder zur Versammlung und brächten sie ihre gleichgültigen oder fernstehenden Kameraden mit. Schließlich war vor dreißig und mehr Jahren, wo wir mit einem Wochenlohn von 18 *M* abgespeist wurden, wo die blaue Werkstattjoppe, mangels etwas Besserm, auf der Straße getragen werden mußte und sich nur wenige einen weißen Kragen gestatten konnten, die Geldnot bestimmt nicht gelinder als heute. Von der Armseligkeit des Arbeiterlebens in der Pionierzeit der deutschen Gewerkschaftsbewegung macht sich das heutige Geschlecht schwerlich ein richtiges Bild. Dessenungeachtet waren damals, an der Zahl der Mitglieder gemessen, die gewerkschaftlichen Veranstaltungen viel stärker besucht. Wenn es weiter nichts wäre als die Geldnot, was heute so viele Kollegen von den Versammlungen fernhält, dann brauchte man über ihren schlechten Besuch wohl kaum zu klagen.

Nicht viel anders steht es mit der „**schänzlichen Schusterei**". Gewiß muß der Kollege jetzt, in der Zeit der Rationalisierung, elend schuften, um zu seinen paar Mark zu kommen. Aber der Mann, der früher den ganzen Tag schroppte, was heute die Maschine tut, oder der zwölf Stunden lang die Bohrmaschine drehte, was heute der Motor macht, oder der von früh bis spät mit dem Zuschlaghammer hantierte, was heute Stanze und Presse besorgen — dieser Mann war am Ende seines viel längeren Arbeitstages sicherlich ebenso müde und abgespannt wie sein kürzer schaffender Kollege von heute. Mithin können Geldnot und Ermüdung nicht in dem Grade, wie es hier dargestellt worden ist, an dem lässigen Besuch der Versammlungen schuld sein.

Einige Vorschläge sind recht beherzigenswert. So der für **angenehmere Versammlungsräume** zu sorgen. Oft findet man noch eine Genügsamkeit, die Gänsehaut treibt. Da sitzen zuweilen die Kollegen in einer kahlen, verräucherten, abstoßenden Klause auf vorsintflutlichen Bänken in einem Dunst, der zum Brechen reizt. Und während des Vortrages nimmt das Klappern mit den Biergläsern kein Ende. Um den Drang, die Versammlung zu besuchen, zu stärken, sollte für saubere, luftreine und behagliche Räume gesorgt werden, damit der Arbeiter nach des Tages Last und Qual eine angenehmere, anziehende Stätte findet, jedenfalls eine, die nicht unbehaglicher ist als sein eigenes Heim. In einem freundlichen Versammlungsraum ist die Stimmung viel besser, die Aufmerksamkeit größer und vor allem, er ladet zum Wiederkommen ein. Für unsere Versammlungen ist die beste Stätte gerade gut genug. Sie darf der Sauberkeit, der bequemen Stühle und des Ungestörtseins nicht entbehren.

Leider wird sehr oft, wie in der Aussprache wiederholt hervorgehoben wurde, die Versammlung durch Gläsergeklapper und Kellner eilig gestört. Daß das ständige Herbeischleppen und Leermachen von Biergläsern die Wirkung des besten Vortrages aufhebt und die Schaffensfreude des Vortragenden auf den Gefrierpunkt zu bringen geeignet ist, braucht wohl kaum bewiesen zu werden. Zu dieser Mißlichkeit kommt noch eine andere und keine geringere. In Deutschland ist der Arbeiter immer noch oft gezwungen, seinen Weg zur Bildung und gewerkschaftlicher Mitarbeit über das Bierfaß zu nehmen. In unserm mit Schulden sehr gesegneten Vaterlande werden jahraus jahrein ein paar Milliarden für Alkohol vergeudet. Den Großteil dieser gewaltigen Summe bilden saurer verdiente Arbeitergroschen. Ein Moloch von Verstand, Gesundheit und Familienglück wird der Hals hinuntergespült. Hörte endlich wenigstens der Zwang auf, in unsern Versammlungen Alkohol zu vertilgen, es wäre ein wirklicher Segen. Gewiß wird es vielerorts nicht leicht sein, den Alkoholverbrauch ganz auszuschalten. Immerhin aber sollte getrachtet werden, daß niemand zum Trinken verpflichtet ist. Es ist in jedem Betracht vorteilhafter, eine Entschädigung für die Benutzung des Raumes zu zahlen, als daß die Mitglieder zur Alkoholvertilgung gezwungen sind und dadurch der Zweck der Versammlung arg beeinträchtigt wird.

Noch andere Vorschläge verdienen ernste Beachtung. So, daß auch die **Frauen in die Versammlungen** gebracht werden, Familienabende veranstaltet und daß überhaupt die Geselligkeit viel mehr gepflegt wird. Dies war früher in bedeutend stärkerem Maße der Fall. In der Werkstatt wie in den Versammlungen haben die Kollegen wohl kaum die Möglichkeit, sich als Menschen näherzukommen. Wenn man sich nicht menschlich näher tritt, kann man sich auch nicht richtig wertschätzen und lieben lernen, so daß das Gemeinschaftsgefühl schwach bleibt. Geselliges Beisammensein und einige fröhliche Stunden sind vortrefflich geeignet, die Kollegialität sowie die Freude an der Gemeinschaftsarbeit zu heben und unser Versammlungsleben wie unsere Bewegung überhaupt mit mehr Wärme zu erfüllen. Selbstverständlich können auch durch Verbesserung der technischen oder organisatorischen Mittel, durch Schaffung eines guten Apparates von Vertrauensmännern, durch Belebung der Vorträge mit Bild oder Film die Versammlungen gefüllt und wirkungsvoll gemacht werden. Es wird von jeder einzelnen Ortsverwaltung zu prüfen sein, welche von den Vorschlägen ihren Bedürfnissen am ehesten entsprechen.

Allein, so nützlich alle diese Vorschläge auch sind, den Kern des Übels treffen sie kaum. Sie beziehen sich eher auf Äußerlichkeiten, mehr mit Erscheinungen des Übels, weniger oder gar nicht auf dieses selbst. Der Urquell des Übels **sitzt tiefer**, als es die meisten der Teilnehmer an der Aussprache erkennen lassen. Folglich muß auch tiefer gegriffen werden, um zu einer Heilung des Übels, zu einer Besserung des Versammlungsbesuches und zu einer lebhafteren Anteilnahme an der gewerkschaftlichen Tätigkeit zu kommen. Doch hierüber das nächste Mal.

Ergebnisse der Verbandstätigkeit

Berlin. Eine Erhöhung der Stundenlöhne um 4 bis 5 ₰ für die Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen in den Betrieben des Verbandes Berliner Metallindustrieller wurde durch Verhandlungen erreicht. Der Spitzenlohn für die Hilfsarbeiter beträgt demnach 74 ₰, für die Arbeiterinnen 52 ₰ die Stunde.

Bezirk Dresden. In Leipzig wurde nach einem Streik von drei Wochen bei einer Firma der Metallindustrie durch Verhandlungen eine Vereinbarung erlangt, wonach die bisherigen Stundenlöhne um 6 ₰ und bei Akkordarbeit der Mehrverdienst um 4 ₰ erhöht werden. — In Dresden wurden die Wochenlöhne der Zigarettenmaschinenführer gemäß einer Vereinbarung ab Mitte Dezember 1927 um 5 *M* und ab 1. Juli 1928 um weitere 3 *M* erhöht. Der Spitzenlohn beträgt zurzeit 75 *M*. — In Zwickau konnte für die bei den Heizungsfirmen und in Kupferschmiedereien beschäftigten Arbeiter der Spitzenlohn auf 1,20 *M* erhöht werden. Die Auslösungssätze wurden ebenfalls, und zwar um 25 ₰ aufgebessert.

Bezirk Halle. Für die Arbeiter im mansfelder Kupferbergbau sind durch Schiedsspruch die Schichtlöhne um 25 ₰ erhöht.

Bezirk Hamburg. Für das Lohngebiet Elmshorn, Neumünster, Pinneberg und Ueterjen wurden die Löhne für die gelernten, an- und ungelernten Arbeiter in der Spitze um 6 ₰ erhöht. Für die übrigen Gruppen (Arbeiterinnen und jugendliche Arbeiter) um 3 bis 5 ₰. Auch ist eine Erhöhung der Akkordpreise im Durchschnitt von 6 vH erfolgt.

•

Für die Büromaschinen-Mechaniker

Von unserer Verwaltungsstelle in Berlin wird uns geschrieben:

Nachdem unsere Feststellungen ergeben haben, daß die Büromaschinenmechaniker fast nur Systemarbeiter sind, wurde von unserer Seite und vom Arbeitgeberverband, das heißt vom Reichsverband der Büroindustrie, der Gedanke eines Reichsausgleichs an das Reichsarbeitsministerium weitergeleitet. Wir haben dort auf dem Verhandlungswege erreicht, daß das Reichsarbeitsministerium dem **Landesarbeitsamt Berlin** den Auftrag zur Errichtung einer Reichsausgleichsstelle erteilte.

Für unsere Kollegen dürfte nun von Wichtigkeit sein, diesen Reichsausgleich benutzen zu können, weil es ja vielfach vorkommt, daß an einigen Orten Deutschlands nur **ein** Systemvertreter vorhanden ist, und wenn unsere Kollegen bei dieser Firma außer Arbeit kommen, ist es oftmals für sie sehr schwer, innerhalb des gleichen Ortes Arbeit zu erhalten. Der Weg ist nun folgender: Die einzelnen Facharbeitsnachweise aller deutschen Orte haben vom Landesarbeitsamt B[illegible] Fragebogen zugestellt bekommen, worin folgende Fragen von Wichtigkeit sind:

1. Alter des Büromaschinenmechanikers, der irgendwie seine Tätigkeit wechseln oder auch seinen Aufenthaltsort verändern will. 2. Angabe, welche Systeme von Büromaschinen die Kollegen beherrschen. 3. Angabe, ob der Kollege besondere Wünsche über Ort und Gegend Deutschlands zum Ausdruck bringt.

Sollten diese Fragebogen einem der Arbeitsnachweise Deutschlands nicht bekannt sein, so empfehlen wir unseren Kollegen, sich an das Landesarbeitsamt Berlin mit allen Angaben in Form einer Bewerbung zu wenden. Vom Landesarbeitsamt Berlin wird dann die Bearbeitung des Falles direkt vorgenommen werden. Wir glauben also, unsere Kollegen nicht den Schikanen der einzelnen Arbeitgebergruppen an einem Orte aussetzen zu brauchen, wenn sie von dem geschaffenen „Reichsausgleich" Gebrauch machen.

•

Organisationsgrad der erwerbstätigen Frau

Im „Gewerkschafts-Archiv" (Nr. 11) versucht Susanne Suhr eine Gegenüberstellung der weiblichen Mitglieder wirtschaftlicher Organisationen mit den Ergebnissen der Berufszählung von 1925. Unter „Organisation" werden dabei nicht nur Kampfverbände, sondern alle Vereine verstanden, die beruflichen Zwecken dienen. Von insgesamt 32 Millionen deutscher Frauen waren 1925 11,5 Millionen, das heißt etwa 36 vH erwerbstätig; von diesen waren nur 1,38 Millionen oder knapp 12 vH organisiert. Etwas erfreulicher wird das Bild schon, wenn man die 5,2 Millionen selbständiger oder mithelfender Familienangehörigen fortläßt, denn die verbleibenden Gruppen der weiblichen Erwerbstätigen, die Arbeiterinnen, sind immerhin zu 22 vH organisiert; bei den männlichen Kollegen sind es aber über 50 vH! Die höchsten Zahlen weisen natürlich die Arbeiterverbände auf: in ihnen sind 977 000 Arbeiterinnen erfaßt, das ist ein Organisationsgrad von 28 vH gegenüber 43 vH bei den männlichen Kollegen. Dieses Verhältnis wird aber verschoben durch Einbeziehung der 1,3 Millionen Hausangestellten, deren überaus geringer Organisationsstand (2 bis 3 vH) den Satz der gesamten weiblichen organisierten „Arbeiterinnen" auf etwa 20 vH herabdrückt. Lehrreich ist die Verteilung dieser 977 000 Frauen auf die verschiedenen Organisationsrichtungen. In den freien Gewerkschaften machen die weiblichen nur 18,1 vH aller Mitglieder aus, in den christlichen dagegen 24,5 vH, ein Beweis für die große Anziehungskraft, die die Kirche immer noch auf die Frauen ausübt. In den konfessionellen Arbeiterverbänden stellen sie 12,5 vH der Mitgliedschaft, in den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen 5,1 vH, bei den Syndikalisten 7,7 vH. Der Organisationsgrad der weiblichen Angestellten und Beamten — eine Trennung beider Berufsgruppen ist wegen der Mängel der Berufsstatistik unmöglich — beträgt 26 vH, der ihrer männlichen Kollegen dagegen 71 vH. Es zeigt sich also, daß die deutsche erwerbstätige Frau — aus leicht erklärlichen Gründen — heute noch viel weniger als der Mann die Notwendigkeit des Zusammenschlusses erkannt hat. Gerade die freigewerkschaftlich organisierten Arbeiter müssen alle Kräfte aufbieten, um ihr diese Notwendigkeit klarzumachen und sie als gleichberechtigte Kämpferin mit einzureihen.

•

Wie wird man Rentner?

Es ist erreicht. Die soziale Frage ist keine Frage mehr. Die „Amme-Luther-Werke in Braunschweig" haben sie mit einem Schlage gelöst. Sie haben folgenden Anschlag erlassen:

Was eigene Kraft vermag!

Jeder Jubilar erhält an seinem Ehrentage von der Firma ein Geschenk von 300 *M*.

So sehr für die Firma diese Summen bei der großen Zahl unserer Jubilare ins Gewicht fallen, verschwinden sie für den einzelnen doch gegenüber dem, was er aus eigener Kraft in 25 Jahren zu leisten vermag:

Wer jeden Tag — sei es durch Sparsamkeit oder durch Mehrarbeit — 1 *M* auf die Bank legt, hat bei dem heutigen Zinsfuß von 7 vH nach 25 Jahren mit Zinsen und Zinseszinsen den Betrag von 20 303 *M* zu seiner Verfügung.

Von dann ab kann er in jedem Jahre außer seinem Einkommen noch 1400 *M* jährlich an Zinsen verzehren.

Wer also im Alter von 20 Jahren anfängt, nach den gesunden wirtschaftlichen Richtlinien zu arbeiten und zu leben, kann mit 45 Jahren als gutsituierter Mann leben, ohne auf Wohltätigkeit angewiesen zu sein, und sich auch einen gewissen Luxus gestatten.

Schon nach einem Jahr beträgt seine Ersparnis soviel, wie die Jubiläumsgabe der Firma und die Zinsen in Höhe von 21 *M* setzen den, der Wert auf kurze Arbeitszeit legt, in die Lage, rund 21 Stunden weniger zu arbeiten als im Vorjahr. Nach zwei Jahren kann er schon 43 Stunden weniger arbeiten, ohne seine Lebenshaltung zu schmälern.

Man sieht, wie recht Henry Ford hat: „Es ist wenig Raum für Wohltätigkeit in der Welt vorhanden."

Eigene Kraft vermag hundertmal mehr!

Braunschweig, den 25. November 1927.

Amme-Luther-Werke, Braunschweig
der „Miag" Mühlenbau- und Industrie-AG.
Die Betriebsleitung: Dr. Moog

Es kann wohl erwartet werden, daß sich die Firma dieses Verfahren patentieren lassen wird. **L.**

•

Jubilarfeier der Verwaltungsstelle Grüna

Am 10. Dezember v. J. feierte die Verwaltungsstelle Grüna i. Sa. ihr 30jähriges Bestehen, zu dem die Kollegen mit ihren Frauen zahlreich erschienen waren. Der Kollege Richard Teichgräber, der Bezirksleiter vom Bezirk Dresden, gab einen kurzen Rückblick über die Entwicklung unserer Zahlstelle, die im November 1897 gegründet wurde. In Grüna sind, wie überall, Rückschläge zu verzeichnen gewesen; aber der feste Wille eines kleinen Stammes von Mitgliedern hat immer wieder vorwärts gedrängt und die Zahlstelle gehalten und ausgebaut. Der Redner gedachte hierbei nochmals der Kollegen, die seit Gründung der Zahlstelle ihr angehören. Konnten vor zwei Jahren 6 Kollegen auf eine Mitgliedszeit von 25 Jahren und länger zurückblicken, so waren es dieses Jahr 9, denen auf Grund ihrer 25jährigen Mitgliedschaft ein Diplom überreicht wurde. Kollege Teichgräber ermahnte die Frauen, den Männern mit zu helfen im Kampfe für eine neue Gesellschaftsordnung.

Die Ortsverwaltung hat durch zähe Arbeit den Mitgliederbestand wieder auf über 300 bringen können. Als Jubilare kommen folgende Kollegen in Frage: Oskar Della-Bella, Otto Drechsler, Eugen Schletter, Otto Fiedler, Max Nestler, Woldemar Graupner, Otto Naumann, Fritz Silbermann und Max Reinhold. Hoffen wir, daß diese Kollegen der Organisation noch lange erhalten bleiben und an ihrem Ausbau wie bisher mitarbeiten können. Nach einigen Stunden gemütlichen Beisammenseins, wo die Sänger sowie Musik für Abwechslung sorgten, gingen die Anwesenden befriedigt auseinander.

•

Jubiläum des belgischen Métallurgiste

Unser belgischer Bruderverband feierte am Jahreswechsel das 25jährige Bestehen seiner Zeitung Le Métallurgiste. Seine Januarausgabe ist in einfachem Festkleide erschienen. Der ganze Inhalt ist dem Ringen des Verbandes gewidmet und der Rolle, die seine Zeitung dabei gespielt hat. Wir erfahren daraus, daß Le Métallurgiste im Jahre 1899 geschaffen wurde, also eigentlich schon 29 Jahre alt ist. Da er aber in den vier Kriegsjahren, wo Belgien die berüchtigte Herrschaft der deutschen Militärkaste zu ertragen hatte, nicht erscheinen konnte, zählt sein Dasein erst ein Vierteljahrhundert. Beim Lesen der Jubiläumsnummer wird man wieder an die Mühseligkeiten der belgischen Vergangenheit erinnert. Der Verband wurde 1886 gegründet. Er behalf sich bis 1899 ohne Zeitung. Selbst in diesem Jahre waren die Meinungen über die Nützlichkeit oder Möglichkeit eines eigenen Blattes noch sehr geteilt. Das scheint begreiflich, wenn man weiß, daß damals der Monatsbeitrag an die Hauptkasse des Verbandes ganze 5 Centimes oder 4 ₰ betrug. Da damit Verwaltung und Werbearbeit bestritten werden mußten, reichte es natürlich nicht zu einem Blatte. Nach langem Hin und Her fand sich der Kongreß von 1899 doch zur Gründung eines monatlich erscheinenden Blattes bereit. Monatsblatt ist es bis heute geblieben, wenn seine Seitenzahl zuweilen auch von vier auf acht erhöht wurde. Le Métallurgiste erscheint gleichzeitig als Metaalbewerker für den flämischen Teil der Mitgliedschaft.

Der belgische Bruderverband zählt zu den festgefügtesten der Eisernen Internationale und die Zahl der organisierten Metallarbeiter geht in Belgien weit über den internationalen Durchschnitt hinaus. Zu diesem guten Stand der Dinge hat die Zeitung ihr ehrlich Teil beigetragen. Wir wünschen ihr und ihrem Verbande ein weiteres glückliches Gedeihen.

Sprachecke

Sistiert. Was für Folgen ein überflüssiges Fremdwort haben kann, zeigt eine Nachricht, die kürzlich die Pirmasenser Zeitung brachte. Vor den Schranken des Schöffengerichts stand dort eine Frau, die wegen Pfandbruchs angeklagt war. Sie sollte Möbelstücke verkauft haben, die der Gerichtsvollzieher gepfändet hatte. Dieser hatte bei der Pfändung gleich den Tag für die Versteigerung bestimmt, der sich aber nachträglich um eine Woche verschob. Die Angeklagte erklärte nun, sie sei auf der Gerichtsvollzieherei gewesen, um sich nach dem Stand der Sache zu erkundigen und habe den Bescheid bekommen, daß die Versteigerung sistiert worden sei. Das ihr undeutliche Fremdwort hat sie zu ihren Gunsten verstanden und gemeint, die Pfändung sei aufgehoben. Dem Gerichte erschien die Behauptung nicht glaubhaft, aber es mußte die Angeklagte schließlich doch freisprechen

Fortschritte in der amerikanischen Eisenindustrie

Von B. J. Davis, Pittsburg,
Schriftleiter des Amalgamated Journal

Von den Fortschritten, die in der amerikanischen Eisenindustrie seit der Einführung des Achtstundentages gemacht wurden, liegen zahlreiche Beweise und Erklärungen vor. Von diesen seien nur die von zwei Stellen angeführt, deren Unparteilichkeit und Sachkunde von niemandem bestritten werden kann. Der Präsident der Bethlehem Steel Works, eines der größten Hüttenwerke Nordamerikas, erklärt, daß seit 1914 bis 1926 der jährliche Durchschnittslohn auf den Kopf der Belegschaft von 876 auf 1821 Dollar oder 108 vH gestiegen ist. Diese Lohnsteigerung kam zustande, obwohl die tatsächliche tägliche Arbeitszeit von 12 auf 8 Stunden herabgesetzt wurde. Das Mehr an Lohn wurde nicht etwa wieder durch Preissteigerung ausgewischt, denn im Dezember 1926 stand die amtliche Meßzahl der Lebensunterhaltungskosten 76 Punkte über der von 1913 und der Index der Großhandelspreise stand auf 51. Es ergibt sich demzufolge trotz der Verkürzung der täglichen Arbeitszeit um 4 Stunden noch ein beträchtlicher Mehrverdienst der Arbeiter.

Auf Grund dieser Tatsachen kommt der Präsident der Bethlehem Steel Works zu dem Schluß, daß nicht nur eine materielle Verbesserung der Lebenshaltung der Hüttenarbeiter, die „ohne Frage wünschenswert ist", erreicht wurde, sondern daß die durch den Mehrverdienst der Eisenarbeiter erhöhte Kaufkraft „beihilft", „andern Gruppen der Bevölkerung Beschäftigung zu geben, die sonst unbeschäftigt geblieben wären".

„Was die Stundenlöhne im besondern anbetrifft," erklärt der Präsident der Bethlehem Steel Works weiter, „ergibt sich von 1914 bis 1926 eine Steigerung von 21,7 auf 64,8 Cents oder von fast 200 vH. Die Statistik der National Industrial Conference (eine Einrichtung der Industriellen) zeigt, daß der Durchschnittslohn der gesamten amerikanischen Eisenindustrie den von 20 andern Großindustrien um etwa 30 vH übersteigt."

Die amtliche Statistik über die Löhne und Arbeitsstunden in der amerikanischen Eisenindustrie reicht nicht über das Jahr 1924 zurück. Immerhin bestätigen die Angaben des Arbeitsstatistischen Amtes (Bulletin 381) von Washington für die Allgemeinheit der Industrie die Fortschritte, die soeben von den Bethlehem-Werken angeführt wurden. Die Untersuchungen dieses Amtes ergeben, daß, „als die Vollzeitarbeitsstunden beträchtlich vermindert wurden, die Lohnsätze so festgesetzt wurden, daß die Arbeiter für die kürzere Schicht einen wenig geringeren Lohn als vorher für die lange Schicht erhielten, später wurden dann aber erhebliche Lohnerhöhungen in ziemlich jeder Abteilung der Industrie erreicht, so daß die Steigerung der Stundenverdienste die verminderte Arbeitszeit mehr als wettgemacht hat. Und die Verdienstsätze für die Vollzeit zeigen, abgesehen von den Blechwalzwerken, eine Steigerung in allen Abteilungen".

Es wird zuweilen behauptet, daß der Preis der Eisen- und Stahlerzeugnisse von 1913 bis 1926 um 35 vH in die Höhe gegangen sei. Es ergibt sich jedoch nach der amtlichen Untersuchung, daß dies nicht der Fall ist, sondern daß die Preissteigerung bei den wichtigsten Erzeugnissen (Schienen und Blechen) nur etwa 23 vH ist, während die allgemeine Preissteigerung, wie schon erwähnt, aber 51 vH beträgt.

Neben den Löhnen macht die Fracht den größten Teil der Unkosten der Eisenerzeugung aus. Die Fracht ist in Amerika nicht nur deswegen hoch, weil die Beförderungssätze an sich hoch sind, sondern weil — um mit der Veröffentlichung des arbeitsstatistischen Amtes zu sprechen — „annähernd fünf Tonnen Rohstoff transportiert und zusammengebracht werden müssen, um eine Tonne Eisen zu erzeugen".

Obgleich die Löhne erhöht und die Arbeitsstunden vermindert worden sind, ist der Preis für Eisen weit hinter der allgemeinen Preissteigerung zurückgeblieben. Die Erklärung hierfür liegt nach der amtlichen Darlegung in folgendem: „Zunächst hat die Eisenindustrie für ihre Erzeugnisse einen etwas geringeren Gewinn gemacht, dann sind die Herstellungskosten, abgesehen von Lohn und der Fracht, wesentlich herabgesetzt worden infolge der Zunahme der Ergiebigkeit der menschlichen Arbeit, was auf die Verbesserung von alten und Einführung von neuen Produktionsweisen, auf neuzeitlichere Ausrüstung und auf die Herstellung neuer Einheiten und die Spezialisierung von Werken für Massenfabrikation bestimmter Erzeugnisse zurückzuführen ist."

Wieviel für die Verbesserung der technischen Ausrüstung ausgegeben worden ist, läßt sich nicht bestimmt sagen. Nach einer Schätzung beträgt die Ausgabe 1650 Millionen Dollar. Durch die erhebliche Ausgabe und dadurch, daß die Eisenindustriellen den Preis ihrer Erzeugnisse niedrig hielten, glauben sie, sehr wesentlich zu der Wirtschaftsblüte Amerikas beigetragen zu haben. Und mit der allgemeinen Wirtschaftsblüte blühte die Eisenindustrie gleichfalls. Mit andern Worten, die Verminderung der täglichen Arbeitszeit von 12 auf 8 Stunden trieb erstens auf der ganzen Linie zur Verbesserung des technischen Apparates und der Arbeitsweisen an, und zweitens wurde die Fördermenge beträchtlich erhöht, weil die nun weniger ausgemergelten Arbeiter bedeutend mehr zu leisten vermögen. Dadurch ging der Lohn weiter in die Höhe, was vermehrte Kaufkraft von Hunderttausenden von Arbeitern bedeutete und sehr wesentlich zu unserer Wirtschaftsblüte beiträgt. So kann man behaupten, daß sich die Arbeitszeitverkürzung in der Eisenindustrie zu einem Segen für unser ganzes wirtschaftliches und soziales Leben auswächst. Dies wird, sozusagen allgemein, rückhaltlos anerkannt.

Europa vor dem Bankrott?

Der bekannte englische Volkswirtschafter Sir George Paish hielt kürzlich eine Rede, der wir folgende charakteristische Zahlen und Schlüsse entnehmen: Die Anleihen Europas an Rußland betrugen vor dem Kriege einige Milliarden. Europa hatte Recht auf Gegenleistungen im Betrage von 60 Millionen Pfund im Jahr, die hauptsächlich in Form von Weizen, Flachs usw. eingingen. Dieses Einkommen ist hinfällig geworden. Die amerikanischen Schulden an Europa betrugen damals etwa 1,2 Milliarden, die im Jahr etwa 60 Millionen abwarfen und in Rohbaumwolle, Nahrungsmitteln usw. bezahlt wurden. Diese Schuld ist fast völlig verschwunden, hingegen muß Europa nach vollendeter Schuldenregelung riesige Summen an Amerika zahlen. Will Europa allen seinen Verpflichtungen nachkommen, so muß es für 300 Millionen Pfund mehr ausführen als vor dem Kriege. Diese erhöhte Ausfuhr wird nicht erreicht und kann nicht erreicht werden, so u. a., weil sich der Produktionsapparat außerhalb Europas gewaltig vergrößert hat (Amerika, Japan, Indien, China usw.). Das verarmte Europa versuchte deshalb, die Bilanz durch Einschränkung der Einkäufe auszugleichen, das heißt durch die Erhöhung der Zölle, Einfuhreinschränkungen und -verbote. Einfuhr- und Ausfuhrhindernisse trieben sich gegenseitig in die Höhe. Schließlich nahm man die Zuflucht zu Krediten, mit dem Ergebnis, daß die Schulden der Industrien an die Banken eine gefährliche Höhe erreichten. Aus Anleihen erwuchsen neue Anleihen. Wie stark diese Bewegung zunimmt, geht daraus hervor, daß sich die Anleihen Amerikas an Europa im Jahre 1926 auf 500 Millionen Pfund beliefen und die Summe im Jahre 1927 wahrscheinlich noch höher sein wird. Wie lange wird Europa weiter Anleihen aufnehmen können und wie lange wird Amerika borgen wollen?

Die Antwort von Paish lautet: Weniger als 2 Jahre. Die kritische Zeit wird im Frühling 1929 kommen. Europa wird dann keine neuen Anleihen mehr aufnehmen können und vor dem Bankrott stehen. Paish fügte bei, daß dies nicht nur seine persönliche Ansicht sei, sondern er diese Meinung im Gespräch mit Finanz- und Bankleuten von Amerika, England, Deutschland usw. gewonnen und bestätigt gefunden habe. Sein Herz sträube sich jedoch gegen diesen Schluß. Dem Unglück müsse gesteuert werden, das heißt Europa müsse seine Waren verkaufen können. Das Heilmittel sieht Paish in der Herabsetzung der Zölle und der Beseitigung der Beschränkungen des internationalen Handels. Die internationale Wirtschaftskonferenz habe auf diesem Gebiete schöne Beschlüsse gefaßt, es sei jedoch noch nichts Praktisches getan worden. Es sei eine neue Wirtschaftskonferenz nötig, nicht eine solche von „Sachverständigen", sondern von Staatsmännern und Politikern, die die Macht haben, die Beschlüsse durchzuführen.

Dazu ist zu bemerken, daß eine neue Wirtschaftskonferenz keine neuen Gesichtspunkte bringen kann, sondern daß es sich einfach darum handelt, daß die Staatsmänner in den verschiedenen Ländern den Willen haben, das zu tun, über dessen Notwendigkeit man schon lange im klaren ist. Das Dilemma liegt in der Tatsache, daß Wirtschaftskonferenzen von Politikern nie zu etwas geführt haben und die Beschlüsse von reinen Wirtschaftskonferenzen von den verantwortlichen Staatsmännern nicht beachtet oder gar verhunzt werden.

*

Langfristige Arbeitslosigkeit in Dänemark

Eine amtliche Untersuchung über die Zusammensetzung der Arbeitslosigkeit in Dänemark, das von einer langanhaltenden Wirtschaftskrise heimgesucht wird, zeigt das Überhandnehmen der langfristigen Arbeitslosigkeit. Ende März waren von 274 000 Versicherten 45 386 Arbeitslose, Angaben wurden über 37 022 Arbeitslose geliefert. Fast 60 vH dieser Arbeitslosen, an Zahl 21 066, waren sechs bis zwölf Monate erwerbslos, 9526 seit drei bis sechs Monaten. Da seitdem die Arbeitslosigkeit weiter gestiegen ist und im Monat November mehr als 66 000 betrug, ist eine Vermehrung auch der langfristig Arbeitslosen wahrscheinlich. Von den Erwerbslosen standen 21 504 im Alter von 25 bis 49 Jahren, 4739 Erwerbslose waren 50 bis 59 Jahre, 2256 über 60 Jahre alt, das heißt die Erwerbslosigkeit der älteren Arbeiter ist auch in Dänemark sehr hoch. Die Zahl der unter 25 Jahre alten Erwerbslosen betrug nur 8523.

*

Um den Siebenstundentag in Rußland

Der Trud (28. Dezember 1927), das Hauptblatt der russischen Gewerkschaften, bringt unter der Überschrift „Weniger Eile, mehr Planmäßigkeit und Zentralisation" eine „Unterredung" mit dem Arbeitskommissar Schmidt, in der es u. a. heißt:

„Das Manifest besagt ausdrücklich, daß in den nächsten Jahren eine Überführung der Industriearbeiter auf den Siebenstundentag zu erfolgen hat, wobei diese Überführung in Verbindung gebracht wird mit dem Fortschritt der Rationalisierung der Fabrikbetriebe und mit der Zunahme der Arbeitsergiebigkeit. Somit ist in Aussicht genommen, mit der Einführung des Siebenstundentages in der Industrie zu beginnen. Nun erhalten wir aus der Provinz die Nachricht, daß vielfach in Aussicht genommen wird, elektrische Straßenbahnen, Wasserleitungen, Kanalisationen, Bauarbeiten, Kleinbetriebe der Nahrungsmittelindustrie usw. auf den Siebenstundentag umzustellen, und in einigen Fällen ist sogar eine eigenwillige Einführung des verkürzten Arbeitstages gemeldet worden. Um diese Erscheinungen zu beseitigen und Planmäßigkeit durchzuführen, hat die Kommission für die Einführung des Siebenstundentages einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, in dem verboten wird, ohne Erlaubnis der zuständigen Kommission den Siebenstundentag in den Staatsbetrieben einzuführen. Die Kommission verpflichtet sich ihrerseits, zum 1. Juli 1928 dem Rate der Volkskommissare einen Plan für die Einführung des Siebenstundentages in denjenigen Betrieben, die im Wirtschaftsjahr 1928/29 hierfür in Aussicht genommen sind, vorzulegen. In den nächsten Monaten ist in Aussicht genommen, in einigen Textilwerken den Siebenstundentag durchzuführen und die Arbeit in drei Schichten erfolgen zu lassen. Aber die Frage, in welcher Weise das geschehen soll sowie die Aufstellung einer Liste der Betriebe wird noch in einer Sitzung der Kommission beraten werden."

Die Gewundenheit, mit der der Arbeitskommissar sich genötigt sieht, zu der Frage des Siebenstundentages Stellung zu nehmen, läßt erkennen, welche Schwierigkeiten die überstürzte Verheißung des Siebenstundentages den amtlichen Stellen bereitet.

*

30 517 Dollarmillionäre

So ziemlich in jedem Buche, das uns die Nachkriegszeit über Nordamerika beschert hat, wird versichert, daß es dort nun aber mit dem Emporkommen vorbei sei, weil es ja kein Freiland mehr gebe und die guten Plätze am Tische des amerikanischen Volkes besetzt seien. Mit solchen Geschichtchen geben ihre Verfasser zu erkennen, daß sie von dem „herrlichsten Lande auf Gottes weiter Erde" nicht viel wissen. Sie können sich damit trösten, daß sie viel Vorbeter haben. Solange Nordamerika politisch besteht, hat es nicht an solchen Geschichtchen gefehlt. Sie waren besonders zahlreich nach dem Unabhängigkeitskrieg, dann nach dem Bürgerkrieg und bei jeder wirtschaftlichen Stockung. Trotz der düstern Voraussagungen ist es mit dem Emporkommen weiter gegangen oder, anders ausgedrückt, sind immer mehr Leute wohlhabend und reich geworden. Und die Zunahme der reichen Leute hat sich sehr beschleunigt in der Zeit der Bevölkerungszunahme und der Industrialisierung. Das ist ganz natürlich. Je mehr Menschen und je stärker die Industrie, desto mehr Arbeit, mehr Geschäft, zahlreichere Möglichkeiten, Geld zu machen. Da nun seit dem Kriege die Industrialisierung mächtig weitergegangen ist, ist auch die Zahl der Millionäre mächtig gediehen.

Nach amtlichen Angaben, die wir in einer Aufsatzreihe des Wall Street Journal wiederfinden, gab es im Jahre 1926 in den Vereinigten Staaten nach den Ergebnissen der Einkommensteuer 30 517 Millionäre. Im Jahre 1914 „nur" 7509, in 1923 16 634. Somit hat sich die Zahl der Millionäre in den zwölf Jahren von 1914 bis 1926 verdiersacht, in den letzten drei Jahren fast verdoppelt. Man kann jedoch die Zahl der Millionäre als bedeutend größer annehmen, da sich auch in Nordamerika die großen Patrioten als möglichst arm zu geben belieben, wenn es ans Steuerzahlen geht.

Die Millionäre verteilen sich sehr ungleich. In den industriellen Gebieten sind sie viel zahlreicher als in den ländlichen. Immerhin hat jeder der nordamerikanischen Staaten mindestens einen. In dem hochindustriellen Neujork wurden 9690 Millionäre gezählt, dann kommt das schwereisenindustrielle Pennsylvanien mit 3066, Illinois mit 2792, Massachusetts mit 1951 usw. Der Staat Florida hat zwar sehr wenig Industrie, aber dennoch 1229 Millionäre. Diese Regelwidrigkeit ist darauf zurückzuführen, daß der Staat in seiner Verfassung eine Bestimmung hat, die die Erbschaftssteuer verbietet. Eine solche Bestimmung wirkt begreiflicherweise stark anziehend auf die reichen Leute. Daß diese Überreichen ihren Reichtum nicht ihrer Hände Arbeit verdanken, versteht sich. Er kam aus Aktienbesitz, Börsenschiebungen, Ausbeutung der Arbeiter und besonders aus dem Kriegsgeschäft. Die von den Regierungen verübte Massenschlächterei von Menschen schlug nicht nur in Deutschland den großen Patrioten gut zu Buch, sondern auch den amerikanischen. Das Wunder, daß sie hüben und drüben laut nach Verstärkung der nationalen Rüstung schreien, um wieder ein dermaßen goldiges Kassengeschäft machen zu können.

Schriftenschau

Die Rechte der Versicherten an die Gewerbeunfallversicherung. Mit Erklärungen und Beispielen nach neuem Recht dargestellt von **Fritz Eckert.** Ein übersichtlich geordneter Führer, der alle Gebiete des Gewerbeunfalles berücksichtigt. Preis 60 ₰. Verlag Fritz Eckert, Frankfurt a. M.-Süd, Schulstr. 10.

Fach-, Lehr- und Vorlagenwerke der gesamten Holzgewerbe. Der Deutsche Holzarbeiter-Verband hat ein umfassendes Verzeichnis sämtlicher für die Holzindustrie in Frage kommenden Schriften herausgegeben, die auch Interessenten aus anderen Verbänden kostenlos zugeschickt wird. Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes, Berlin SO 16, Am Köllnischen Park 2.

Zink, Zinn und Blei. Eine ausführliche Darstellung der Eigenschaften dieser Metalle, ihrer Legierungen untereinander und mit anderen Metallen sowie ihrer Verarbeitung auf physikalischem und chemischem Wege. Für Metallarbeiter und Kunstindustrielle geschildert von **Karl Richter.** Mit 33 Abbildungen. Geheftet 6 ℳ, in Leinwand gebunden 7 ℳ. Chemisch-technische Bibliothek Bd. 109. A. Hartlebens Verlag in Wien und Leipzig.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.) Hamburg, Rathenbaumchaussee 20.

Einnahmen und Ausgaben der Hauptkasse im Monat Dezember 1927

Krankenkasse:	
Einnahmen	67 621,76 ℳ
Ausgaben	60 408,82 „
Mehreinnahmen	7 212,94 ℳ
Kassenbestand am 1. Dezember 1927	1 310 314,31 „
„ „ 31. Dezember 1927	1 317 527,25 ℳ
Sterbekasse:	
Einnahmen	30 698,06 ℳ
Ausgaben	23 215,28 „
Mehreinnahmen	7 482,78 ℳ
Kassenbestand am 1. Dezember 1927	1 047 117,90 „
„ „ 31. Dezember 1927	1 054 600,68 ℳ

Kollegen aller Berufe! Schützt euch und eure Familie im Krankheitsfalle vor Hunger und Not und tretet in die Metallarbeiterkrankenkasse ein. Folgt nicht den Lockungen der Agenten der bürgerlichen Versicherungen, wo ihr nur zu zahlen, aber nichts zu sagen habt. Bewahrt euch vor Schaden dadurch, daß ihr euch nur bei eueren eigenen Unternehmungen versichert. Im Jahre 1880 von Arbeitern gegründet, besitzt die Kasse heute über 1000 Verwaltungstellen, die sich über das ganze Deutsche Reich erstrecken. Der Beitritt kann bei den örtlichen Verwaltungstellen jederzeit erfolgen oder man wende sich an die Hauptverwaltung: „Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.), Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 20."

Laut § 7 Abs. 4 der Satzung sind für das Jahr 1927 53 Wochenbeiträge zu entrichten.

Hamburg, im Januar 1928. **Der Vorstand.**

Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern: S.-A. 62841, 62842, 62843

Mit Sonntag dem 22. Jan. ist der 4. Wochenbeitrag für die Zeit vom 22. bis 28. Januar 1928 fällig.

*

Im Jahre 1927 werden 53 Wochenbeiträge erhoben.

*

Die Erhebung von Extrabeiträgen wird nach § 6 Abs. 5 des Verbandsstatuts folgenden Verwaltungen in der angegebenen Höhe genehmigt:

Verwaltung	Für Mitglieder der Beitragsklasse: I.	II.	III.	IV.	Beginn der Beitragserhöhung
	wöchentlich Pfennig				
Torgelow	20	15	10	5	3. Woche

Die Nichtbezahlung dieser Extrabeiträge hat Entziehung statutarischer Rechte zur Folge.

*

Aufforderung zur Rechtfertigung:

Das nachgenannte Mitglied wird nach § 23 Abs. 4 des Statuts aufgefordert, sich gegen erhobene Beschuldigungen zu rechtfertigen. Verwaltungstellen, denen die Adresse des Aufgeforderten bekannt ist, wollen diese an den Vorstand melden. Das Mitgliedsbuch ist an den Vorstand einzusenden.

Auf Antrag der Verwaltungstelle **Werder a. H.:**

Der Elektromonteur Walter Drechsel, geb. am 27. Sept. 1908 zu Zittau, Mitgliedsbuch Nr. 5,193613, wegen Nichtabrechnung von Beitragsmarken.

*

Gesucht wird

der Former Richard Liebnitz, geb. am 31. 12. 1895 zu Coobstedt, Kreis Quedlinburg. L. soll sich das gesamte Werkzeug eines Kollegen angeeignet haben. Verwaltungen und Kollegen, die den Aufenthalt des L. kennen, wollen dem Vorstand oder der Ortsverwaltung Leipzig umgehend Mitteilung machen.

Stuttgart, Rötestraße 16. **Der Verbandsvorstand.**

Zur Beachtung! Zuzug ist fernzuhalten:

von **Aufzugsmonteuren** nach München L.;
von **Metallarbeitern aller Branchen** nach Bünde in Westfalen (C. H. Planthold) St.; nach Warnemünde (Flugwerkzeug Ernst Heinkel) St.

L. = Lohnbewegung; D. = Differenzen; v. St. = Streik in Sicht; St. = Streik; M. = Maßregelung; Mi. = Mißstände; A. = Aussperrung.

Verbandsanzeigen

Bochum. Zum baldigen Antritt tüchtige Kraft für Agitation und Außerdienst gesucht. Gefordert wird neben rednerischer Gewandtheit genaue Kenntnis der Verbandseinrichtungen und des Arbeitsrechts, Befähigung zur Verhandlung vor dem Arbeitsgericht usw. Bewerber müssen in der Lage sein, notwendigenfalls den ersten Geschäftsführer zu vertreten. Selbstgeschriebene Bewerbungen mit Angabe der Dauer der Verbandszugehörigkeit, Alter und Familienstand sind mit der Aufschrift Bewerbung bis 5. Februar 1927 zu richten an E. Bühring, Bochum, Rottstr. 27. Wohnungsverhältnisse schwierig, aber nicht unüberwindbar.

Wetzlar (Lahn). Zum baldigen Eintritt ein Geschäftsführer gesucht. Reflektiert wird auf erste Kraft, die vor allem mit dem Kassenwesen im Metallarbeiterverband vertraut ist. Gehalt regelt sich nach den Beschlüssen des Verbandstages. Bewerbungen mit Lebenslauf und bisheriger Stellung in der Arbeiterbewegung sind bis zum 15. Februar mit der Aufschrift Bewerbung zu richten an Fritz Ziegler, Geschäftsführer des DMV Wetzlar, Bebelplatz.

Bismar i. W. Als Geschäftsführer wurde der Kollege Karl Moritz, Bismar, gewählt. Den Bewerbern besten Dank.

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Rötestraße 16

Selbstvergiftung

d. h. Gift im Blut ist die naturnotwendige Folge einer mangelhaften Ausscheidung verbrauchter Stoffe aus dem Körper. Die schädlichen Giftstoffe, die sich fortwährend im Blute anhäufen, besonders die giftige Harnsäure, sind die Ursachen vieler Krankheiten und entzündlicher Zustände unserer Organe, ferner Stauungskrankheiten, d. h. alle durch Blutstauung hervorgerufener Leiden, die eine Folge schlechter Blutmischung sind, wie

Gicht, Rheumatismus, Arterienverkalkung,

Erkrankung des Herzens, der Nieren, Blase und Blutgefäße, Herz- und Nervenleiden, Migräne, Schlaflosigkeit, sowie Hautkrankheiten, Neigung zu Geschwürbildung, Hämorrhoiden, Flechten, Fettleibigkeit, Darmträgheit, Stuhlverstopfung, Gallen- und Leberleiden.

Ein völlig natürliches Mittel zur Entgiftung des Blutes und dasselbe von den vorhandenen Harnsäuremengen zu befreien oder diese auszuscheiden, ist unser bekannter Philippsburger Herbaria-Blutreinigungs- und Entsäuerungstee „Radikal", durch dessen Gebrauch man ohne Leiden bekämpfen und die Heranbildung krankhafter Zustände beizeiten verhüten kann. Er regt die Verdauungs- und Ausscheidungsorgane zu regerer Tätigkeit an, wodurch die der Gesundheit sehr schädlichen Stoffwechselschlacken (verbrauchte Säfte usw.) aus Blut, Darm und Geweben auf angenehme, natürliche Art entfernt werden und eine wohltätige Erfrischung des ganzen Körpers eintritt.

Gicht-, Rheumatismus-, Ischias- und Nervenschmerzen werden durch eine Frühjahrskur mit diesem Tee sehr günstig beeinflußt, indem er den Harnsäureüberschuß in Lösung zu erhalten geeignet ist und die überschüssige Harnsäure durch Niere und Blase ausscheidet, damit sie sich nicht in den Gelenken ablagert, wodurch die gefürchteten Schmerzen entstehen. Unser Philippsburger Herbaria-Radikal-Blutreinigungs- und Entsäuerungstee wirkt entgiftend auf Blut und Säfte und führt durch den Urin oft ganze Flocken fauliger Stoffe aus dem Körper. Nach einer solchen Kur fühlt man sich fast wie neugeboren. Vielen in der Entstehung begriffenen Krankheiten wird vorgebeugt, weil denselben die Grundlage zur Entwicklung durch eine solche Entgiftungskur genommen wird.

Als Beweis für die gute Wirkung dieses Tees führen wir nachstehend einige Anerkennungsschreiben an. Bitte lesen Sie:

Bitte senden Sie mir nochmals 3 Pakete von Ihrem Radikal-Blutreinigungstee, über welchen ich mein Lob aussprechen muß. Habe mein drei Jahre altes böses Beinleiden durch diesen Tee geheilt, will ihn aber noch weiter trinken. gez. E. Böhm, Gleiwitz, 13. 3. 23.

Senden Sie mir noch 2 Pakete Blutreinigungstee, denn dieser hat mich wirklich von meinen Hautunreinigkeiten befreit. gez. Charlotte Hoppel, Eberswalde. 18. 7. 22.

Nachdem ich die letzte Sendung ziemlich verbraucht habe und sich mein Gesundheitszustand zusehends gebessert hat, bitte ich um weitere Zusendung von 2 Paketen Blut- und Nervennährsalztee, 2 Paketen Johannistee und 3 Paketen Blutreinigungstee Nr. 19, wie gehabt. Ich lege großen Wert darauf, daß der Tee Nr. 19 nicht vergessen oder verwechselt wird, da ich vor allem diesem Tee die kolossale Besserung zuschreibe. gez. A. Gluck, Friedrichroda.

Bitte senden Sie mir wiederum 2 Pakete Radikal-Blutentgiftungs- und Entsäuerungstee gegen Flechten und Gesichtsunreinigkeiten. Das erste Paket hat gut gewirkt. Das Jucken hat nachgelassen, es ist eine alte nasse Flechte. gez. Johann Sischewski, Herten.

Der Kauf von Kräuter-Tees und insbesondere Blutreinigungstee ist Vertrauenssache. Eine Menge unfachmännisch zusammengesetzte Tees werden angeboten. Verlangen Sie nur die altbekannten echten Philippsburger Herbaria-Fabrikate und lehnen Sie jeden Ersatz, der Ihnen als ebenso gut oder als besser aufgeredet wird, energisch ab.

Der echte Philippsburger Herbaria-Radikal-Blutentgiftungs- und Entsäuerungstee kommt nur in geschlossenen großen Originalpaketen à Mk. 3.— per Paket in den Handel und kann bei uns direkt bestellt, wie auch durch unsere Niederlage-Apotheken bezogen werden. Für eine Kur rechnet man 3—6 Pakete pro Person.

Alleiniger Hersteller: **Herbaria-Kräuterparadies, Philippsburg B 304** (Baden). Kräuterbuch mit Preisliste und Niederlageverzeichnis gratis.

Zigaretten ein feiner Genuß
Zeronth 5 Pf.
Thadmor 4 Pf.
Arbeitersportler 4 Pf.
IM KONSUMVEREIN

Beste deutsche Bezugsquelle für **billige böhmische Bettfedern!**

1 Pfund graue, geschlissene M. —,80 und 1,—, halbweiße M. 1,20, weiße, flaumige M. 2,—, 2,50 und 3,—, Herrschaftsschleiß M. 4,—, bester Halbflaum M. 5,— u. 6,—, ungeschl. flaum. Rupffedern M. 2,20, 2,80 u. 3,25, Flaumrupf M. 4,—, Daunen weiß M. 7,—, hochfein M. 10,—, zollfrei gegen Nachnahme, von 10 Pfund an postfrei. Nichtpassendes umgetauscht oder Geld zurück.

Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.

BLAHUT **Rudolf Blahut,** Bettfedern-großhaus, **Deschenitz 733** Böhmerwald

---

5000 Sprech-Maschinen

fabrizieren wir wieder in großen Serien und sind hierdurch in der Lage, unsere bisher billigen Preise nochmals bedeutend herabzusetzen. Wir bieten Ihnen hierdurch Gelegenheit, zu diesen günstigen Ausnahmepreisen Musik in Ihr Heim zu bringen. — Selbst unsere billigsten Serien sind nach neuester Konstruktion hergestellt. **Schallplattenverleih bis 120 Platten geben wir leihweise zu jeder Sprechmaschine.**

Teilzahlung gestattet — Vertreter gesucht — Katalog gratis

Schulz & Gundlach, Berlin C 25 Münzstraße 18

Ich will

wissen was ich trinke, darum bereite ich mir meine Liköre selbst mit Reichel-Essenzen, spare dabei das Doppelte bis Dreifache und kann mir so jeden, sonst noch so kostspieligen Likör leisten. Reichel-Essenzen sind der Extrakt der gleichen echten Urstoffe, aus denen auch die teuersten Liköre bestehen u. vereinen so Güte u. Billigkeit. In Drogerien und Apotheken erhältlich. Daselbst auch Dr. Reichels Rezeptbüchlein umsonst oder kostenfrei durch Otto Reichel, Berlin SO. Eisenbahnstr. 4. Wohlverstanden aber nur die ECHTEN

Reichel Essenzen

BIOX
DIE SAUERSTOFF-ZAHNPASTA
BIOX ULTRA STARK SCHÄUMEND
Die kleine Tube 50 Pfg.

Trinke Kaffee nur von Westphal

Gerösteter Kaffee rein schmeckend, frisch geröstet. 5 Pfund portofrei zur Probe . . . Pfund Rmk. 2,75
Westphal-Mischung Pfd. Rmk. 0,78
Kaffee-Ersatz-Mischung Blechdose mit zirka 8½ Pfund Inhalt portofrei . . . . Rmk. 6,60
Versand portofrei gegen Nachnahme
Bei Nichtgefallen Zurücknahme
Gustaph Westphal, Gegründet 1897
Altona 946, Hamburg

Anzüge

Herren-Loden-, Gummi-, Herbst- u. Wintermäntel, Damen-Mäntel, Schuhe u. Stiefel liefert **8 Tage zur Probe** m. bedingungsl. Rücksendungsrecht gegen Anzahlg. **2.—** geg. bequ. Wochenzahlungen v. G.-M. ... an. Illustrierter Prospekt mit Preisl. gratis u. frei. **Walter H. Gartz, Berlin S 42, Postfach 502 B**

Verlangen Sie meine illustrierte **Gratis-Preisliste** für hygien. und chirurg. Artikel **Gummi-Hering Abt. 2** Berlin C 25

Bill., reellste Bezugsquelle in neuen Gänsefedern wie von der Gans gerupft, mit vollen Daunen Pfund 3,—, dies. doppelt ger. 3,50, kleine Federn Halbdaunen 5,-, sehr zarte 6,-, ¾Daunen 6,50, ger. geriss. Fed. m. Daunen 4 u. 5,—, hochpr. 5,75, allerf. 7,50, Ia Volldaunen 9 u. 10,50. Für reelle staubfreie Ware Gar. Nehme Nichtgewünscht. auf m. Kost. zur. Versand gegen Nachn. Ab 5 Pfd. portofr. Lieferung Rudolf Gielisch, Neutrebbin 270. — Oderbruch Gänsemastanstalt — Gegründet 1852.

Billig und gut erhalten Sie alle **Musikinstrumente, Sprechmaschinen, Harmonikas**
Violinen von 5 Mk. an
Mandolinen v. 7 Mk. an
Zithern von 12 Mk. an
Harmonikas v. 5 Mk. an
Sprechmaschinen mit drei Jahren Garantie von 20 Mk. an
Schallplatten von 1 Mk. an
Ernst Hess Nachf. Stammhaus gegründet 1872 Klingenthal Sa. 64
Langjähr. Erfahrungen. Taus. Dankschreib. 1 Reell! Umtausch gestattet, daher kein Risiko. Katal. gratis

---

Lassen Sie sich nicht verblüffen durch marktschreierische Reklame, sondern verlangen Sie, wenn Sie eine **Nähmaschine** oder **Sprechmaschine** benötigen, unseren Katalog gratis und franko **Fahrradhaus Frischauf** Offenbach am Main
Eigentum des Arbeiter-Radf.-Bundes Solidarität

10000 Dankschreiben über **Bettfedern** beweisen unsere konkurrenzl. billige, gute u. rasche Bedienung. 1 Pfd. graue 80 u. 1,-, halbw. 1,50, gr. Halbdaun. 2,50 u. 3,-, weiß. Flaumrupf 3,80, 4,50, Spezial. 5,- weiße handgeschl. Halbd. 3,50, 4,50, daunenweiche 5,50, 6,50, weiß. Daunflaum 8,—, 10,—. Neue Oberbetten: 18,50, 21,50, 27,-, 35,-. Kissen: 4,50, 8,-, 11,-. Unterbetten: 19,50, 26,-. Must. u. Preisl. umf., von 9 Pfd. franko geg. Nachn. Nichtp. Geld zur. **Josef Christl's Nachf., Cham 440, bay. W.** Der Name allein bürgt für reelle Bedienung

---

Billige böhmische Bettfedern
1 Pfund graue, gute, geschlissene Bettfedern 80 Pf., bess. Qual. 1 Mk., halbweiße, flaumige 1,20 u. 1,40 Mk.; weiße, flaumige geschliss. 1,70, 2,00, 2,50, 3 Mk.; feinste, geschlissene Halbflaum-Herrschaftsfedern 4, 5, 6 Mk.; Rupffedern, ungeschlissene mit Flaum gemengt, halbweiße 1,75 Mk., weiße 2,40, und 3 Mk.; allerfeinster Flaumrupf 3,50 und 4,50 Mk. Versand jeder beliebigen Menge zollfrei gegen Nachnahme von 10 Pfund an franko. Umtausch gestattet oder Geld zurück. Muster und Preisliste kostenlos. S. Benisch, Prag XII, Americká ul. Nr. 28/869, Böhmen.

Billige böhmische Bettfedern
— Nur reine gutfüllende Sorten — Ein kg graue geschlissene Mk. 3,—, halbweiße Mk. 4,—, weiße Mk. 5,—, bessere Mk. 6,—, 7,—, daunenweiche Mk. 8,—, 10,—, beste Sorte Mk. 12,—, 14,—, weiße ungeschlissene Mk. 7,50, Mk. 9,50, beste Sorte Mk. 11,—. Versand portofrei, zollfrei gegen Nachnahme. Muster frei. Umtausch und Rücknahme gestattet. Benedikt Sachsel, Lobes 34, bei Pilsen, Böhmen

---

Arbeiter! Schlosser! Monteure! Warum kaufen Sie Ihre blauen Anzüge noch nicht direkt bei mir in der Fabrik? Machen Sie einen Versuch u. bestellen einen Anzug Marke Zeugschlosser, ganz hervorragende Qualität mit Rückentaschen, 2 Seiten- und 1 Brusttasche Pr. 7,10 Mk. Versand p. Nachn. [illegible] Richard Weber, mech. Weberei und Konfektionsfabr., Poppenhausen, Bez. Cassel

---

[illegible] direkt zum Verbraucher! Unser seit langer Zeit im Verkehr befindlicher blauer Monteuranzug wird in unseren eigenen Webereien und Kleiderfabr. hergestellt. Dieser Anzug ist aus echtfarbigen, reinen Baumwollgarnen gefertigt und hat den besonderen Vorzug, daß die Unterkleidung nicht angeschmutzt wird, weil die Innenseite weiß ist. Durch die gute, strapazierfähige Qualität u. tadellose Verarbeitung ist unser Anzug der **beste u. billigste Schlosseranzug** der bis heute auf dem Markt ist. Dieser hochwertige Anzug kostet in den Männergrößen 44-54 nur Rmk. 13,— Bei größer. Bestellungen Preisermäßigung. Sofern Größe nicht bekannt, bitte Brust-, Bundweite und Schrittlänge angeb. Wenn gleichwertige Anzüge billiger angeboten werden, zahlen wir Betrag zurück. **Georg [illegible]** mechanische Kleiderfabr. Gmbh. und Webereien Pforzheim

---

Auch gegen Teilzahlung

erhalten Sie ein **Presto * Fahrrad. ***
Es ist allerbeste Qualität, zu billigstem Preis.
Verkaufsstellen werden nachgewiesen durch die „Prestowerke" Aktiengesellschaft, Chemnitz 2

Autofahrschule F. Nowebel, Berlin Gartenstraße 32 Telefon Norden 12880

Bettfedern aus erster Hand! Pfund grau 60 Pf., geschl. 90 Pf., Rupf 1,75, Halbdaune 2,75, 4,—, weiß Flaumrupf 4, beste 5. Daune 7, weiß 8—10, Schleißdaune 3,50—5, Oberbett Ia dicht. Inlett 8 Pfd. 12, 18, Kissen 3 Pfd. 3,50, 5,50 aufw. gegen Nachn. Muster-Preisl. fr., k. Risiko. Nichtpass. zurück. Böhmisches Bettfedern-Spezialhaus Sachsel & Stadler, Berlin C 167, Landsbergerstr. 43.

Tausendfach bew. hat sich meine echte extrast. [illegible] Essenz [illegible] Destillat [illegible] Ltr. 3, 5 b. 20 Fl. 7,50 fr. Laborat. E. Walther Halle-Trotha

---

[illegible] 512

Foto Apparate Sehr leichte Zahlungsweise Preisliste kostenfrei **Dresdenia** Kamera-Vertrieb Dresden-A 16 Spezialhaus für Fotografie

---

Direkter Bezug ab Fabrik
verbilligt!
VERSAND NUR DIREKT AN PRIVATE
GROSSER HAUPTKATALOG WIRD AN JEDERMANN KOSTENFREI VERSANDT
AUFTRÄGE ÜBER M. 10.- INNERHALB DEUTSCHLANDS PORTOFREI
JEDES INSTRUMENT 8 TAGE ZUR PROBE
GRÖSSTES MUSIKINSTR.- VERSANDGESCH. DEUTSCHLANDS
MEINEL & HEROLD · KLINGENTHAL No 270
MUSIKINSTRUMENTE-SPRECHAPPARATE-U. HARMONIKAFABRIK

[illegible]

Musik-Instrumente für Orchester, Schule und Haus. Großer Katalog umsonst. Teilzahlung gestattet. **Max Dörfel, Klingenthal i. Sa. 128**

Bequeme Zahlungsweise
G. M. PFAFF A.-G.
Nähmaschinenfabrik
Kaiserslautern
Gegr. 1862 Personal 4200

Bilder für Schlaf-, Wohn-, Speisezimmer **ohne Anzahlung** 50 Pf. Wochenrate kauft man direkt in der Kunstbilderfabrik „Diamant" Berlin C 25 Prenzlauer Str. 47 (am Alexanderplatz) Katalog B kostenfrei

---

Gratis Preisliste P [illegible] BERLIN SW [illegible] Alte Jakobstraße 8

Riesen-Vorteile [illegible]

Größte Produktion der Welt!
OPEL

Raucht **GARBÁTY Baccarat** 5 ₰

Wir liefern überallhin zu konkurrenzlosen Bedingungen unsere Mandolinen, Lauten, Gitarren, Violinen, Sprechappar. u. Platten, Harmonik., Bandonions, Zithern, Uhren, Photo-Appar.
5 Tage zur Probe
mit bedingungslos. Rücksendungsrecht bei Nichtgefallen gegen bequeme Wochenraten von nur M. **1.—** an
Verlangen sie sofort illustr. Katalog A gratis und frei
Walter H. Gartz, Post 502 Abt. 3 S 42, Alexandrinenstr. 17
[illegible] Friesenplatz 16, von 8—7

[illegible] — Fernruf: Bergmann 2380/81, 4738/39, 4739 — Postscheckkonto Berlin 47910 [illegible] verantwortlich für den Anzeigenteil: Paul Lange, Berlin SW 11